

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Chronika . . . . .	391
Das Glasbläsenmädchen. Von Lou Andreas-Salomé . . . . .	399
Rimon de Kenclos. Von Franz Blei . . . . .	404
Konjunktur. Von Laban . . . . .	409
Bourgeois . . . . .	413
Richter und Bismarck . . . . .	415

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1906.



## Goerz-Anschütz-Klapp-Camera mit Goerz-Doppel-Anastigmat.

Erstklassig, handlich, leicht, für Zeit- und Momentaufnahmen (bis  $\frac{1}{1000}$  Sekunde) eingerichtet, gestattet mit Goerz-Tele-Ansatz Fernaufnahmen. Zu beziehen durch alle photographischen Handlungen und durch:

Optische  
Anstalt

**C. P. Goerz,**

Aktien-  
Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56

London

Paris

New York

1/6 Holborn Circus, E. C. \* 22 Rue de l'Entrepôt. \* 52 East Union Square.

Kataloge über photographische Artikel und Trüder Binocles  
(Prismenferngläser) gratis.

**Hervorragendes Tafel-  
und Gesundheits-Wasser**

# Namedy Sprudel

**Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.**

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 17. März 1906.

## Chronika.

**I**n der Kohlengrube von Billy-Montigny, bei dem Städtchen Courrières im Pas-de-Calais, sind zwölfhundert Bergmänner vom Schlagwetter getötet worden. Die Geschichte des Bergbaues verzeichnet auf ihren schwärzesten Blättern kein Unheil, das grausamer gewüthet hat. Tausend Familien ist der Ernährer entrissen, dem ganzen Kreis die Basis der Lebensmöglichkeit gelockert. Die neuen Minister werden Arbeit finden, die wichtiger und fruchtbarer ist als die lästige, fromme Gemüther verletzende Aufnahme des Kircheninventars; werden genöthigt sein, für strengere Berginspektion und modernere Schutzeinrichtungen zu sorgen. Bisher haben all die von den Sozialisten zärtlich gestützten Regierungen für die Aermsten noch nichts so viel gethan wie bei uns die vom Haß der Genossenschaft umheulten Zechenbesitzer; um die in Frankreich noch recht rückständigen Großkapitalisten nicht zu ärgern (nicht nur für die Kolonialangelegenheiten giebt es an der Seine ja ein politisch mächtiges Syndikat), haben sie, Waldeck, Combes, Rouvier, dem Volk vorgeschwätzt, die republikanische Staatsform sei in fürchterlicher Gefahr und der Kampf gegen Mönche und Nonnen nothwendiger als jeder Versuch sozialer Reform. Das alte Spiel. Wenn eine Bourgeoisie sich in ihrem Besitzrecht bedroht fühlt, schreit sie, die heiligsten Menschheitgüter seien gefährdet, zeigt sie der gegen die schrankenlose Geldherrschaft erregten Masse den Pfaffen als Erzfeind und sucht sich das Gewimmel zu befreunden, das ihr morgen sonst in die Bußstube brechen könnte. Und jedesmal läßt das Proletariat sich dann kirren und als Helotenheer in einen Krieg treiben, in dem es nichts zu gewinnen hat. Für ein Weilchen wenigstens wird der Köder nun wohl nicht mehr locken. Der feurige Schwaden von Billy-Montigny weist Regirenden und Regirten den Weg. Der Verlust an Men-

sehenleben ist größer als der mancher im Gedächtniß haftenden Schlacht. Une si terrible catastrophe, schrieb Hanotaux, rapproche, dans un même sentiment douloureux, tous les membres de la grande famille nationale. Lehrt auch verzankte Völker die einende Macht großen Schmerzes empfinden. Fühlt in der Wüste von Lens der Bergmann sich dem Kameraden aus Ruhrland nicht näher verwandt als dem Pariser, der im Opernhause seine Loge und sein Tricotmädchen hat? Er staunte gewiß nicht wie über Unbegreifliches, als aus dem Ruhrbezirk die erste Hilfe kam. Aus Herne und Gelsenkirchen; sechzehn Mann unter Führung des in der Strikezeit so laut gescholtenen Bergmeisters Engel und zweier Ingenieure. Die ruhten nach der Nachtfahrt nicht, bahnten sich den Weg in die Stollengruft und förderten in ein paar Stunden mehr Leichen ans Licht, als den Franzosen in zwei Tagen gelungen war. Frankreich ist dankbar und weiß den Werth ungewöhnlicher Leistung zu schätzen. Unsere Bergleute werden gefeiert, wie sonst nur betehrte Paradehelden. So tüchtig, heißt's, sind diese Deutschen auf allen Gebieten; besser geschult, diszipliniert, ausgerüstet als wir; des Nordens Dauerbarkeit, von der ihr Dichter sprach, läßt sie in der Noth nicht so leicht erlahmen; wärs nicht, trotz unserem moderneren Feldgeschütz, doch vernünftiger, die schwere Kraftprobe zu meiden? Nous avons la flamme, ils ont la force. Vereint könnten wir einer Welt das Lebensgesetz vorschreiben. . . Das ist noch nicht der Friede, nicht der Verzicht auf den Elshaf. Aber so muß es gemacht werden. Thörichte Artikel, die wegen Casablanca oder eines anderen Schmutznestes mit lieblich trügendem Namen den Krieg androhen und vom nahen Ende Frankreichs prahlen, schrecken nicht und schaden nur dem deutschen Handel, nur den deutschen Menschen, die zu Haufen allein in Paris Unterkunft und Nahrung gefunden haben. Auch die messages of love nützen nicht. Die Gründung der deutsch-französischen Grubengesellschaft und die Hilfeleistung der Ruhrbeckenmänner hat für die Verständigung mehr gethan als alle Depeschen, Notizen und Tafelreden in achtzehn Jahren.

Nur keine Haupt- und Staatsaktion draus machen; nur nicht jetzt etwa sagen, die rheinischen Helfer seien einem Wink der berliner Regierung oder gar des Kaisers gefolgt. Das würde die Wirkung schwächen und vielleicht, durch Enthüllung der Absicht, verstimmen. Als die Lavafluth der Montagne Pelée auf Martinique vierzigtausend Menschen getödet hatte, telegraphirte der Kaiser an Herrn Loubet, sein Beileid sei um so lebhafter, als die Zahl der Toten „fast“ die der in Pompeji einst von vulkanischem Wüthen Hingerafften erreichte. Das war nicht nur unrichtig (denn in der heißen Samniterstadt war die Zahl der Opfer zwanzigmal kleiner), sondern verdroß auch den Franzosenstolz, der Hiobsposten nicht gern von Fremden unterstrichen sieht. Daß in Willy-



Montigny Deutsche bei der Vergangearbeit vornan waren, freut selbst Chauvins hitzige Enkel; wenn man erfähre, daß die Regierung das Zeichen zur Reise gab, wäre jetzt, in den Tagen von Algésiras, der Eindruck verdorben. Ausdehnung der Interessengemeinschaften. Bündnisse der Industriellen und Finanzconcerns. Auf den Botschafterposten einen Praktiker, der weiß, was beide Völker zum Leben brauchen. Und dann hübsch still sein; weder Wuth noch Werbung. Nur so kommen wir über die marokkanische Dummheit hinweg.

\*

*Ilicos intra muros peccatur et extra.* Der Chef des kaiserlichen Civillabinetts ist beinahe achtzehn Jahre im Amt; in dem schwierigsten vielleicht, das im Deutschen Reich zu finden wäre. Herr Friedrich Karl von Lucanus hat wohl weniger auszustehen als der (unter dem Namen Lucas bekanntere) Evangelist, Maler, Arzt, Reiseberichterstatter, der mit Paulus so viel reisen mußte; weniger auch als der Quaestor und Augur Lucanus, auf dessen Poetenruhm Nero eifersüchtig wurde und der sich, um dem Martertod zu entgehen, wie Dunkel Seneca tapfer die Adern öffnen ließ. Schwer genug aber hat er's; und ein Buch *de Lucani vita* wäre sicher sehr lehrreich. Keiner steht dem Kaiser näher. Keiner kann so bequem die rechte Stunde nützen. „Heutzutage ist oben Alles zu machen, wenn man den richtigen Moment abpaßt.“ Excellenz Friedrich Karl könnte es. Alles geht durch seine Hand und beinahe jede Entscheidung hängt von der Art ab, wie er der Majestät die Dinge dargestellt hat. Ein unzuverlässiger, persönlichem Vortheil nachstrebender Mann auf diesem Posten: und wir sähen das Chaos wiederkehren. Herr von Lucanus ist vielleicht kein starker Geist, nur ein treuer und geschmeidiger Diener; hat zur Klage aber nie Grund gegeben. Die Eingeweihten selbst hörten nie von einer Begünstigung, Privatpolitik oder dunklen Mädlerei. Der halberstädter Bürgersohn, der im Mai fünfundsiebzig Jahre alt wird, bekommt zwanzigtausend Mark Gehalt; noch heute genau so viel wie 1889. Schon damals wars ein Pappenstiel; hundert berliner Rechtsanwälte haben eine höhere Jahreseinnahme. Im neuen Etat wurde die Erhöhung um zehntausend Mark gefordert. Um dem müden Mann, der nächstens gehen (und wahrscheinlich Herrn von Windheim den Platz lassen) wird, eine halbwegs anständige Pension zu sichern. Der Landtag sagte: Rein; zwanzigtausend Mark sind genug. Die Konservativen beriefen sich auf ihr konstitutionelles Gefühl: wenn der Chef des Civillabinetts nun gar dreißigtausend Mark erhalte, werde er so mächtig, daß „die Unmittelbarkeit des Verkehrs der verantwortlichen Minister mit der Krone darunter leide, weil ein fremdes Glied sich dazwischen schiebe.“ Eine wunderliche Manier, Männerstolz vor Königssthronen zu zeigen; böse Men-

fischen könnten, natürlich irrend, glauben, der Beschluß sei vom Aerger über die neue Standesgenossenschaft der Friedländer und Carodiktirt. Im ganzen Haus waren nur zwei Stimmen für die Zulage. Unglaublich klingt's: und ist dennoch wahr. Statt froh zu sein, daß an dieser Stelle, wo mühelos Schätze zu fischen wären (ohne Angel zu fischen), ein anständiger, für den Lebensrest auf seine Pension angewiesener Mann sitzt, zwicken die Volksvertreter das ihm zugedachte Altersstümmchen wieder ab. Der Herr Ministerpräsident fühlt nicht, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Statposition handelt; hat nicht Zeit noch Lust, persönlich für das Recht des Herrn einzutreten, dessen Gefälligkeit er so oft in Anspruch nehmen mußte. Die M. d. A., die sich die ungehörige, unnützte, nur von ungeduldiger Laune bewirkte Statüberschreitung bei der Schauspielhausverhuzung gefallen ließen, sind gewiß noch sehr stolz auf ihr Werk: denn sie haben dem preußischen Staat ja zehntausend Reichsmark erspart.

Und in diesem Preußen staunt man und schimpft, wenn Titel, Orden und Adelsbriefe ausgedoten werden und in Gentryklubs sogar für Luftschiffahrtversuche und invalide Chauffeurs gesammelt wird. Soll das sinnlose Knicker-Spiel denn nie enden? Dann mag man auf brauchbare Beamte nur lieber gleich verzichten. Das Leben ist heutzutage verdammt theuer und nicht jede Excellenz findet vor gethürmten Hindernissen einen Rücker. Der Chef des Civillabinetts, der, bei dem Regierungssystem des Kaisers, mit dem wir rechnen müssen, so ziemlich die wichtigste Person im Reich ist, wäre mit hunderttausend Mark noch kaum auskömmlich bezohlt. Wie viele Würdenträger finds überhaupt? Die Offiziere hören, Preußen habe sich großgehungert, und werden ermahnt, dem glorreichen Muster ihre Lebensführung anzupassen; sehen den preußischen Hof aber nicht im engen Bann solcher Tradition und sollen, wenn der Kriegsherr zum Frühstück kommt, der Kasinokassen nicht allzu knapp steuern. Für die Botschaften muß man Leute suchen, die eine hohe Rente ererbt oder erheirathet haben; ob sie ihr Geschäft verstehen: la question ne sera pas posée. In der Industrie und in den Banken ist das Einkommen jedes irgendwie Verantwortlichen über alles Erwarten schnell gestiegen; der Offizier und der Beamte wird noch immer bezahlt wie in der frühen Gaszeit. Würden wir nicht bessere Geschäfte machen, wenn im londoner Botschafterpalais ein fähiger Industrieller wohnte, der dreißigtausend Pfund bekäme? Zu Haus verdient solcher Mann jährlich vielleicht zweihunderttausend Mark, von denen er hundertzwanzigtausend in guten Papieren anlegt. Ginge er unter den jetzt geltenden Bedingungen an die Themse, dann müßte er den letzten Sixpence für Repräsentation verpulvern, das Ersparte zusehen und käme als Kirchmaus heim. Hohe Löhne haben noch nie ein großes, gesundes Unternehmen

ruinirt und keinen modernen Kaufmann plagt noch der Wunsch, an den Geschäftskosten zu knausern. In Preußen und im Reich aber halten die von der Wahlgunst Geweihten mit stolzer Gelassenheit die Hand auf den Beutel.

Sie könnten, pro patria, Nützlicheres thun. Fragen, warum wir nicht das beste Geschütz haben und in kritischen Sommertagen von Sachverständigen hören mußten, Schneider im Kreuzot sei uns mit dem neuesten Modell weit voraus. Warum und auf wessen Weisung unsere theuren Kriegsschiffe so schlecht gebaut sind, daß patriotische Flottenfreunde jetzt täglich laut sagen, auch an Qualität sei der deutsche Bestand dem englischen gar nicht, dem französischen kaum zu vergleichen. Warum, wenn unsere Zukunft auf dem Wasser liegen soll, die Forderung beschleunigten Schiffsbaues zurückgestellt worden ist. (Nur fragen; wer einer Regierung unverlangte Kriegsschiffe aufdrängt, handelt wie Einer, der einem Reitenden Schuhmann, weil er nicht genügend bewaffnet sei, eine Lanze herbeischleppt, und beschuldigt, auch ohne es ausdrücklich zu sagen, die Regierung des Verbrechens, aus Feigheit oder Bequemlichkeit das wichtigste Staatsinteresse vernachlässigt zu haben.) Sie könnten dem Auswärtigen Amt wegen andauernder Unzulänglichkeit alle Geheimfonds, nicht nur deren Erhöhung, weigern. Ein Verantwortlichkeitsgesetz erzwingen, damit künftig ein Kanzler und Ministerpräsident für die Summen haftbar gemacht werden kann, die in Afrika oder am Schillerplatz verschleudert wurden. Den Depeschenunfug enden, der den Auslandsdienst mit Hunderttausenden belastet. Könnten sogar dafür sorgen, daß vernünftig und leise regirt wird. Fällt ihnen nicht ein. Ist irgendwo aber ein winziger Abstrich möglich, dann sind sie wach und flink bei der Hand; brüsten sich obendrein gar noch mit ihrem Mannesmuth. Discite: Erstens ist selbst die dümmste Regierung noch schlau genug, um in einem Milliardenhaushalt zehntausend, fünfzigmal zehntausend Mark so zu verstecken, daß Euer hellster Kopf sie nicht finden kann; zweitens habt Ihr keine Ahnung, wofür alljährlich ganze Millionen verwendet werden; drittens ist unsinnig, einer Regierung, der man damit doch kein Mißtrauen votiren will, kleine Beträge, die sie für den Dienst zu brauchen behauptet, abzuschlagen; und viertens bleibt Euch nur die Wahl, entweder den Offizieren und Beamten den Sold wesentlich zu erhöhen oder die fähigsten Leute in naher Zeit an den Privatwerb zu verlieren und mit unfruchtbaren Routiers weiterzuarbeiten.

Die Knickerei wirkt natürlich auch auf die Kolonialwirthschaft. Das ganze Südwestunheil stammt ja daher: weil dem Reichstag die Rentabilität der Kolonie bewiesen werden sollte, wurde das zum Schutz jungen Besitzes Nöthigste versäumt. Der Bureaufratenspaß kostet eine Viertelmilliarde und

ein Jahrzehnt deutscher Siedlungarbeit. Das Besoldungsniveau aber wird auch hier nicht erhöht. Neben einem britischen spielt ein deutscher Kolonialbeamter eine klägliche Rolle. Selbst die Gouverneure müssen die Groschen zusammenhalten; und den Konsuln naht leicht die Versuchung, als Lieferanten der Offiziere und Beamten sich reichliche Nebeneinnahmen zu schaffen. Wer Konserven, Kleidungsstücke, alkoholische Getränke anderswoher bezieht, ist dann nicht gut angeschrieben und mag sich wahren. Oft wird gepumpt, öfter gehadert. Nirgends herrscht so viel Zwietracht wie in unseren Kolonien; sogar auf dem Kriegsschauplatz wollten die internen Fehden nicht enden und in Friedenszeit ist stets mindestens eine tiefe Kluft sichtbar: zwischen uniformirten und bürgerlichen Gebietswächtern. Erprobte Kaufleute oder in modernen Betriebsformen erzogene Landwirthe sind für die schlecht bezahlten Tropenstellungen nicht zu haben. Man nimmt Juristen oder Offiziere, die in der Heimath nicht auskamen oder um jeden Preis fortwollten, und muß froh sein, wenn der Zufall einmal einen erfinderischen Kopf oder doch einen praktischen Verwalter beschert. Darf man sich darüber wundern, daß wir arm an Kolonisationsfaktoren sind und die Karre nicht vorwärtsgeht? Ohne Auslese der zum Kampf ums Dasein Tauglichsten giebt's keinen Sieg über feindliche Natur.

Dazu kommt noch Etwas. Wir treiben ethische Kolonialpolitik; auf dem weiten Rund der Erde nur wir. Zwar ist, glaube ich, die Sitte, fremden Völkern ihr Land zu rauben und sie in den Dienst des Eroberers zu zwingen, mit der Forderung feinsten Ethik nicht vereinbar. Das thun wir. Dabei soll Alles aber hübsch säuberlich und moralisch zugehen. Der Neger ist auch ein Mensch mit Menschenrechten und muß wie ein Gentleman behandelt werden. Ein Krummädchen ist nicht minder schamhaft als ein Stiftsfraülein; und wenn ein Damarahäuptling nackte Weiber schickt, darf der keusche Krieger sie nicht berühren. Daß solcher Anspruch Slandale züchtet, ist nur natürlich. Vor elf Jahren hatten wir den Fall Leist. Der junge Kanzler von Kamerun ließ zwanzig Dahomey-Weiber, die nicht arbeiten wollten, peitschen; die meisten bekamen fünf Hiebe. Er würdigte ferner ein paar im kameruner Gefängniß untergebrachte, nicht aber seiner Gerichtsherrnobhut anvertraute Negerweiber geschlechtlichen Verkehrs; sie beklagten sich nicht, sondern freuten sich des blanken Duhlgeldes. Er soll außerdem einem ins öde Bett des Kamerunflusses verschlagenen Marineoffizier eine schwarze Schönheit zugeführt haben. Das Vergerniß verdiente Tadel. Die potsdamer Disziplinarlammer rügte die Verfehlungen mit strengem Wort und verurtheilte den Angeeschuldigten zu der zweitschwersten Strafe; kam aber nicht zu dem Beschluß, den blutjungen Mann, der für sein Vaterland das Leben eingesetzt hatte und dessen Fähigkeit durch die besten

Zeugnisse bescheinigt war, mit Schimpf und Schande aus dem Reichsdienst zu jagen. Doch die Oeffentliche Meinung ruhte nicht, bis aus der gar nicht so ungewöhnlichen Sache ein europäischer Skandal geworden war. Hiebe werden von schwarzen Frauen nicht als Verletzung der Menschenwürde empfunden. Jedem Europäer wird von ehrenwerthen Vätern ein Mägdelein zur Miethe angetragen und die Nebenstellen sind ungemein gesucht. Thut nichts: scandalum. Der noch nicht zum Mann Gereifte, der, als Vertreter des fast unumschränkt herrschenden Gouverneurs, zwischen bössartigen Kindern und Gau- nern in einem Fieberloch gehaust und unter der Tropensonne wider die Santregel gefrevelt hatte, mußte geschlachtet werden. Herr Leist ging nach Chicago und suchte als Anwalt sein Brot. Vor zehn Jahren hatten wir, just im März, den Fall Peters. Der Reichstag wurde zum Tribunal, sprach einem abwesenden Reichsbeamten Sittlichkeit und Ehre ab und die Repräsentanten der Verbün- deten Regierungen winselten in rathlos schlotternder Verlegenheit um Pardon. Was dann kam, ist noch in Aller Gedächtniß. Die schlimmsten Beschuldigun- gen wurden als unwahr erwiesen; doch der Mann, dessen kühner Zug zwölf Jahre vorher den Landtleuten das größte Schutzgebiet verschafft hatte, mußte aus dem Reichsdienst scheiden und seine Kraft in England verwerthen. Peters in London, Bissmann auf der Gensjenjagd. Der hatte auf seiner weißen Weste zwar nicht den kleinsten Fleck, war aber nicht in Gunst, kein Rechner und Re- gistrator und als Morphinist verschrien; also nicht zu brauchen. Nach allerlei kleinen kam dann wieder ein großer Skandal: in Südwestafrika. Harmlose Weiber, deren Alltagsvergnügen darin bestand, lebenden deutschen Soldaten den Augapfel aus der Höhle zu reißen oder die Hoden zwischen zwei Steinen zu zerklöpfen, sollten, auf Befehl des Generallieutenants von Trotha, mit Zin- tenkugeln weggeschreckt (nicht etwa: erschossen) werden. Unerhört. Auch der Reichskanzler fand den Erlaß natürlich viel zu bitter und hob ihn auf. Ein paar Wochen lang war Trotha neben Struwelpeters angeprangert. Und jetzt haben wir den Fall Buttamer; Ort der Handlung ist wieder Kamerun.

Nur ein Theil der Anklagen ist bisher veröffentlicht worden. Breche und lästige Hauptlinge sind zu streng bestraft worden; wie es scheint, ohne Mit- schuld des Gouverneurs. Der aber hat eine Dame bei sich gehabt, die er für seine Cousine ausgab und die sein Liebling war. Il ya des gens qui se disent Es- pagnoles et qui ne sont pas du tout Espagnoles, heißt schon bei Offen- bach. Die Basengesichte war längst bekannt; und die Thatfache, daß sie, weil deutsche Marineoffiziere im guten Noth der Cousine einen Besuch machen wollten, ans Licht kam, hat auch da, wo sie leicht verhängnißvoll werden konnte, nur Heiterkeit erregt. Ob der Gouverneur der Dame wissentlich einen falschen

Pah ausstellen ließ, ob er sie später durch eine andere, auch falsch gemeldete Hulbin ersetzt hat, ist noch nicht gewiß. Herr Jesko von Puttkamer arbeitet seit zwanzig Jahren für das Reich in den Tropen; länger als je irgend ein anderer deutscher Beamter. Zu den Korrekten gehört er nicht. Aber zu den Gescheitesten. Ein Mann von Bildung und common sense; nüchtern im Urtheil und zähen Willens; weder Bureaukrat noch Phrasier; mit den verbindlichen Formen des minder leichtlebigen Vaterd. Ohne militärischen Aufwand, ohne für seinen Ruhm die Trommel zu rühren, hat er aus der Kolonie Etwas gemacht. Das ist wirklich keine Kleinigkeit mit unserer trefflichen Kolonialabtheilung als Aufsichtsinanz. Und nach zwanzig Jahren aufreibenden, erfolgreichen Tropendienstes nun dieses Ende. Denn ein Ende ist's. Auch wenn nicht mehr erwidlich wäre, als erwiesen ist, könnte er nicht zurück; der alte Respekt wäre fort. Eine Niggerklage, ein frommes Zetern im Reichstag genügte dem gestrengen Erbprinzen zu Hohenlohe zu dem Entschluß, den Gouverneur vor seinen Sitz zu heißen. Warum trieb's der Jesko auch so arg? Der Wandel deutscher Beamten soll auch in Afrika christlich sein. Widerhaarigen Häuptlingen sollen sie Reden nach neuberlinischem Muster halten. Die schwarzen Brüder nach deutschen Rechtsgrundsätzen behandeln und die Viragoscham der schwarzen Schwestern ängstlich schonen; noch strenger ist aber der Import weißer Minnemädchen verpönt. Kanonentrohre dürfen als Klaviere verzollt, Damen, die für Tisch und Bett sorgen sollen, aber nicht als Bäschen deklarirt werden.

Engländer und Franzosen, von deren Tropenkulturthaten nie ein Laut über's Wasser dringt, lachen uns aus, wenn wir unsere Kolonisatoren an mönchischen Mustern messen und ihnen, die wir doch selbst ausgewählt und ausgebildet haben, drüben nicht blindes Vertrauen schenken. Sie nützen aber klug auch unsere Fehler; sagen dem Regier: „So niederträchtig, so grausam und unfähig sind diese Deutschen, daß ihre eigene Regierung sie abrufen muß. Habt Ihr bei uns je Aehnliches erlebt?“ Niemals. Nie würde der Brite den Volksgenossen, derim fernen Land den Union Jack bewacht, als Schürzenjäger, Fälscher und Schurken der Verachtung ausliefern; nie da, wo der alte Urstand der Natur herrscht, die frische Farbe der Entschliehung von Gewissensbedenken ankränkeln lassen. Wir thund; und erfreuen uns drum der skandalösesten Kolonialpolitik. In der Wilhelmstraße sitzen Herren, die jede Inkorrektheit des Herrn von Puttkamer sehr schnell erfuhren; wars ihnen nicht möglich, den durch manches Band ihnen Verknüpften aus der Feuerlinie zu winken, ehe es zu dem zweiten kameruner Skandal kam? Der vielgeschmähte, doch immerhin muthige Abgeordnete Erzberger, der fast alles Wesentliche aus seiner Anklageschrift zu beweisen vermochte, hat Recht: in der Kolonialverwaltung ward viel vertuscht; nur leider nicht, was deutsche Scham und deutsches Interesse dem Blick bergen mußte.

## Das Glashüttenmärchen.

Im dritten Akt von „Und Pippa tanzt“ sitzt ein Marientäferchen auf dem Finger der „mythischen Persönlichkeit“ Wann; und Dieser sagt zu dem Direktor, man sei wohl im Stande, die „Sphären donnern“ zu hören, wenn man es so betrachte in der Ahnung- und Arglosigkeit seines kleinen Lebens, umgeben von Geheimniß, Größe und Grauen. Mir will vorkommen, als ob mit dem kleinen Herrgottstäferchen, statt jeder langathmigen Interpretation, der Standpunkt für das Märchenstück gegeben sei, falls man es, in all seinem Menschengeschehen, dort oben auf den schlesischen Bergen, sich abspielen sehen wollte wie auf dem Riesenfinger eines Gewaltigeren. Der uralte oder jung-ewige Wann, wenn er auch nicht vor dem dritten Akt leidhaftig vor uns hintritt, ist mit seiner Auffassung irgendwie anwesend von allem Anfang an (wie er auch über den Schluß hinaus den Dingen, die sich seinem Umkreis schon entzogen, noch geheimnißvoll zu folgen scheint) und gerade dies Begirbildhafte ist das „Mythische“ an ihm: daß wir ihn unsichtbar mitzuzählen haben, als enthalte gewissermaßen die Luft selber um alle Uebrigen schon seine Umrißlinien. Unbeschadet der eindringlichen realistischen Lebendigkeit des ersten Aktes ist dieser doch nur Das, was unter dem darauf gerichteten Fernrohr eines Wann liegt, nämlich über-  
 schaut aus der Stille höherer Bergwarte und unmerklich eingebettet in die Majestät der Wintereinsamkeit ringsum.

So sind auch die einzelnen Personen weniger in ihrer egoistischen Bedeutung gefaßt als an der Wurzel ihres Daseins; Dessen, was sie lebend oder sterbend dem Aldasein verknüpft. Die Enge der dunstigen Baude, erfüllt vom Aufbruch der Gemüther, denen es um Bier und Geld und Leidenschaft und Menschensehnsucht geht, und umlagert von den eisigen Schrotnissen des Gebirgshochwinters, von dem sie nur ein paar Balken trennen: Beides ist dennoch nur Eins. Ein Jneinander von Rausch und Grauß, ein Wirbel der selben Bewegung, — gleichviel, ob im Totschlag am Falschspieler, der den Schnee roth färbt, ob im Gewaltraub des alten Huhn an Pippa, ob in der wilden Jagd des Direktors hinter ihr drein, wenn er dahintrast auf seinen Schneeschuhen von der Spitze der Sturmhaube, „so waghalsig, wie es ein Hirsch meistens nur im November ist“, ob in Michel und Pippa, die abenteuerlich „wer weiß wo noch hin, über Messer und Scherben ins Unbekannte fortgalopiren“, ob endlich im Andrängen der „sichmaulschnappenden Weibsoisagen“ mit dem „dicken Halstuch von langen, geifernden Würmern umknotet“, der grausen „Engelchen“, die Michels Entsetzen im Dunkel der Winternacht lauern sieht. Dieser durchgehende Grundrhythmus ist eingegangen im Motiv des Tanzens: als dem, das geeignet ist, ihn in sämtlichen Abstufungen auszudrücken, vom banal oder frivol Empfundnen bis hinauf zum Poesievollsten, vom kindlich

Triebmäßigen der Gefühlsäußerungen bis zu solchen, wie sie uralteste Völker in heiligen Tänzen religiös gewirkt, ja, bis in die Konvulsionen des Todesringens noch, da wir, in der hemmunglosen Raserei unserer Selbstauflösung, uns an das Ewige verlieren. Von Beginn an haftet Etwas von diesem Todesgrauen an den Momenten gesteigerter Lebensbrunst als dessen unabtrennbar mitgegebene Rehrseite; es ist schon da, wenn Pippa beim ersten Tanz dem alten, jetzt noch an ihr vorbeihastenden Huhn zu ent schlüpfen trachtet; es wird in der Gefangenschaft Pippas bei ihm zu einem Bilde wirklicher Agonie: zum Hinabgeworfensein ins Letzte, Aeußerste von Todesnoth; und erst Das giebt ihrem Erwachen daraus das Märchenschöne, Auferstehunghafte, was ist wie aus einem anderen Leben, auf einem anderen Stern (wozu es künstlerisch fein stimmt, wenn Michel selber Pippa zunächst als bloße Phantasieerscheinung nimmt). Und endlich reißt der Untergang des alten Huhn Pippa mit sich fort in ihren Todesanz, reißt sie hinüber ins wahrhaft „Andere“, da neue Wirbel sie durch die Unendlichkeiten kreisen lassen werden in immer neuen Formen von Leben und Tod, da sie „bereits weit“ ist „auf ihrer eigenen Wandererschaft. Und er, der alte, rastlose, ungeschlachte Riese, wiederum hinter ihr drein“: denn über die Grenzen unseres Lebensdramas hinaus, das nur ihren kleinsten Theil in sich auffassen kann, schwingen die nämlichen Grundrhythmen weiter und weiter in die große Allmelodie.

So ist in ihnen gleichsam der Held des Geschehens zu suchen, im Guten wie Bösen; der alte Huhn selbst, der Verfolger, ist hier auch der Verfolgte und darf mit Wann ausrufen: „Was jagt der Jäger? Das Thier, das er mordet, ist es nicht. Was jagt der Jäger? Wer kann mir antworten?“ Wohl fragt Pippa (mit dem selben Schauder, womit ihr Schwesterchen Hannele einst rührend den Tod ausfragte: „Bist Du mir freundlich? Kommst Du als Feind? Wirst Du mich hart anfassen, Tod?“): „Vater Huhn, Vater Huhn, Du thust mir doch nichts?“ Aber, individuell gesprochen, thut er ihr auch nichts, dieser Bewilderte einer sehr hilflosen Sehnsucht, dessen Zartheiten hinter dem tollpatschenden Ungeschick seiner Regungen ähnlich verborgen bleiben, wie daß er „unter seinen Lumpen so weiß wie ein Mädchen ist.“ Eben Hilflosigkeit macht aus seinem Todeskampf eine so elementarisch zerstörerische Wuth, gerade wie Wann einfach kraft seiner reifen Sicherheit fortwährend Dinge aus dem Nichts ins Sein zu rufen scheint. Während Wann aus den Höhen und Weiten die seltenen „Vögel“, nach denen es ihn gelüftet, leise, leise an sein nährendes „Seelenjutternapfchen“ zu locken weiß, muß der alte Huhn „Sprenkel aufstellen“, damit sich „Goldammern“ darin fangen, wenn es auch für ihn zum Ferkeljahr geht. Stehlen muß er Pippa und eingesperrt halten, er, der ihr „kein Haar krümmen“ will: „Ich greif Dich ni oa! Ich rühr Dich ni an, Madla! Da bei mir mußte . . . od bei mir bleibe.“ Er weiß nichts Verständnißvolleres an



Wohlthun als ihr feine Ziege zu melken, und wie er das Milchöpfchen auffordernd zwischen sich und Pippa auf den Fußboden hinstellt, ihr schreues Zugreifen und durstiges Austrinken frohlockend beobachtet: „Wo so schlappern de Tuta au ihre Milch!“, da mahnt Das unwillkürlich an eins der primitiven religiösen Opfer der Vorzeit, die ihren Toten als den Gottheiten Speise und Trank darbrachte: aus so viel Nacht starrt der alte Huhn anbetend auf dies an seinem Ofenseuer glimmende Gottesfünkchen. Wir sehen Wann Pippa gegenüber anders; „aus den Paradiesen des Lichtes“, die seinen Gedanken heimisch sind, ist sie ja doch nur ein Einzelfünkchen, das vielleicht eben daher mehr menschlich als göttlich in ihm zündet, weshalb er im Grunde mehr Begierde nach ihr in sich zu überwinden hat als der alte Huhn: worin, entzückend schön, hoch und niedrig zusammenklingen in einen berausenden Akkord menschlicher Einheit. Ja, es ist hier, als sollte Wann offenbar machen, daß höchstes Alter dennoch nichts Edleres bedeuten kann als längste Jugend, daß das vollendeteste unter den Menschenkindern in gewisser Weise auch zugleich das unfertigste, werdendste sein müßte, mit den noch ungemessensten Perspektiven, unerfülltesten Zukünften, fernsten Horizonten vor sich, und immer, in der letzten Geistigkeit noch, zugleich auch selber der „alte, rastlose Riese“ hinter irgend einem „tangenden Sternchen“ her, das, ihn zu locken, in den Weltraum hinausfloh.

Die leichten, ins Uebermenschenmaß hinüberspielenden Verwischungen des Wann-Umrisses weisen deshalb auf nicht viel mehr, als wozu auch im wirklichen Leben überragende Genialität oder Persönlichkeitsgröße Anlaß geben kann: nämlich noch unendlichere Möglichkeiten fast unbewußt in ihr vorauszusetzen (worauf ihr Zauber beruht), wie ja auch das elementarisch Bedrohende, begrifflich nicht Nachprüfbare uns gern überleitet in Dämonie von der Art des alten Huhn, in Etwas, wovon der Urruf des schlechthin Undeutbaren an uns ertönt. Beides ist für den Märchenzweck aufs Sinnensällige hin ausgebeutet; jedoch im Gespräch mit dem Direktor kommt Wanns eigene Auffassung davon rein humoristisch heraus, in absichtsvoll scherzendem Hokusfokus, etwa wie man Kindern Spul vormacht, und gleich anfangs, wo er ruhig durch die Thür eingetreten ist, entgegnet er auf des nervös überreizten Direktors Frage: „Verdammt! Wo kommen denn Sie plötzlich her?“ „Ja, wer Das nur so genau wüßte, Direktor!“ Michel Hellriegel gegenüber erscheint seine Ueberlegenheit nur väterlich weise und leitend; und die Reise, die er ihn im Gondelschiffchen unternehmen läßt (wobei es überdies Pippa ist, die ihm dazu den „Zauberwind in die Segel“ geben muß) wird angenähert einem hypnotischen Experiment, das dem Dahinfahrenden die Vorstellungen des Anderen übermittelt. Psychologisch ganz unverhohlen aber ist Wanns menschliche Bedingtheit in seinem Verhalten zum alten Huhn, dessen feindliche Gegenwart im Ofenversteck er gar nicht empfindet und den er dann, da sie ihm drohend gegenübertritt, wohl zu überwältigen,

zu dem er aber nicht wieder zu sprechen weiß: „Stehe auf und wandle!“ Hier ist seine Grenze die unsere, die schreckliche: Schaden nur verhüten zu können durch Schaden, machtlos gegen den Tod, den wir durch Schädigungen in irgend einer Form fortwährend rufen, den wir uns und Allem verflechten, den Lebensspielraum verkürzend Dem, was „noch Mensch werden will“, wie es Wann vom alten Huhn sagt. So ist denn sein erster Ausbruch gegen ihn von temperamentvoller Ungerechtigkeit, wenn er ihn nur ein „krankes, starkes, wildes Thier“, das auf „Raubthierfraß“ ausgehe, nennt, und Pippas Kinderunschuld trifft das Richtigere, das Tiefere, als sie vom Niedergeworfenen meint: der alte Huhn sehe jetzt fast wie Wann selber aus. In dem Augenblick enthüllt ihn ihr die Todesnähe in jener „mildesten Form des Lebens“, dessen Schönheit schaff Niemand „and Licht zu heben“ verstand: „nun hat ihn der Tod gehoben“, wie es bei Hauptmann von Michael Ramers verlorenem Sohne heißt.

In Pippas Kinderwesen liegt es begründet, daß diese Vereinfachung des Menschlichen unmittelbaren Widerklang in ihr findet, noch undurchkreuzt von Zwischenwirkungen eines eigenen Selbst. Entgegen dem Vielen, was in sie hineininterpretirt worden ist, kommt es mir überhaupt vor, als könne sie gar nicht einfach, typisch und kindlich genug genommen werden, um darzustellen, was sie soll. Sie erscheint mir darin als eine poetische Variation des Hannele-Motivs. Hannele, gleich ihr das vom Dasein hart behandelte kleine Geschöpf, baut sich im Sterben einen Seligkeitsstraum auf, dessen ganzer strahlender Reichthum ihrer eigenen Kinderseele, ihren eigenen paar armen Lebenserinnerungen entstammt. Miterblickt von den Uebrigen, würde ihre Traumwelt alsbald dastehen als bloßes Wunder, ohne jeglichen Zusammenhang mit ihnen: vergleichbar dem Blümchen, das in den Händen der Sterbenden zum mystisch leuchtenden Himmelschlüssel wird. Pippa hingegen hat in ihrer einzigen individuell hervorsteckenden Eigenschaft, der Holdheit und Anmuth, einen solchen Himmelschlüssel für die Anderen erhalten: sie erschließt damit in ihnen Wunschträume und Visionen, die ersehen lassen, in welche Art von Himmelreich ein Jeder hineingehört. So steht sie unter ihnen fast mehr, um klarzulegen, was an ihnen, als was an ihr selber sei: zunächst mehr noch ein Reflex als schon etwas Bedeutames ganz für sich; und dadurch in den Höhepunkten der bezaubernden Wirkung, des Tanzes, des Liebreizes, fast so traumgeboren vor eines Jeden Seele wie etwa des Hannele Jenseitsgestalten vor Dieser. In einem einzigen Fall trifft dies Zurückstrahlen der Wunschbilder Anderer mit Pippas eigener Traumbeglückung durch die Umwelt zusammen: als sie im zweiten Akt sozusagen aus ihres Michels Ofarina springt. Entsetzt der alte Huhn Pippa, wenn er sie zu einem Fäntchen aus seinem Glasofen, zum Geschöpf seiner Schöpferwildheit macht, so beseligt Michel sie nur um so stärker, je völliger sie sich als Spielball seiner Träume fühlen kann, als losgelöst, und sei es durch des Vaters Tod, von

allem praktisch Behindernden; Poesie und Prosa, Wunder und Wirklichkeit gehen eben einmal in einander auf: im Liebespiel, als dem natürlichen Märchen in der Menschenkinder Leben. Das ist aber zugleich der künstlerische Übergang zu dem endgiltig ins Märchenhafte übergreifenden Schluß, wo Pippa an ihrem letzten Tanz sterben muß, weil des alten Huhn Herz stillsteht, wo sie ganz und gar „Reflex“ geworden ist, bloßer Widerschein aus dem „glühenden Krater“, der mit ihm zusammen erlischt, eine vom alten Glasbläser selber geblasene Form, die er auch selber wieder entzweibricht. Pippa, wie die Menschen sie empfanden, kehrt damit nur zurück in ihr Reich in ihnen selbst; „denn Du bist aus dem Märchen und willst wieder hinein“: in solchem Sinn macht der Tod es sichtbar, daß sie „rechts und links Lichter auf den Schultern“ trägt, während Hannele nach dem Traum auf ihrem Sterbebett vor den Leuten so ungeschmückt, so armselig daliegt, wie sie unter ihnen gelebt. Wie aber „Hanneles Himmelfahrt“ durch die Todesnähe erst ermöglicht und erklärt ist, so thut sich uns im Todesgrauen am Lager des alten Huhn Etwas von Dem auf, was „Pippas Tanz“ und das Reflexleben in ihr dem Dichter zu einem über das Wirkliche hinausleuchtenden Traumsymbol hat werden lassen. Etwas vom großen, letzten Schauer, worin wir Alle uns aneinanderdrängen, die wir „ans Herz der Erde geboren“ sind, um in ihrem Schoß zu sterben, Menschlein, von einer Mutter geboren und wiedergeboren deshalb im Dichter zu einer Gestalt, deren Herzschlag gerade im Geringsten, Erdgebundensten noch widerhallt vom Takt, der das All durchzuckt. „Ist es wirklich ein Herz, das so pocht? Es ist förmlich, als schläge der gleiche Schlag tief unten und pochte an den Erdboden.“ „Tief unten, jawohl, schlägt der gleiche, furchtbare Schmiedeschlag.“

Der Märchenschluß kommt folgerichtig zu seinem eigentlichen Austrag erst am Leben des Michel Hellriegel, der die phantastische Handhabung selbst des Realistischsten als seine ureigenste Wesensart schon in sich trägt. Mit den ihm eingesetzten Augen, die nach Bedarf nicht sehen, was ist, oder sehen, was nicht ist, wird er ganz von selbst zum Helden dieser Märchenvorgänge; und der Akt, an dessen Schluß er im Mittelpunkt steht, löst sich fast eben so naturnothwendig um ihn in lauter Poesie auf, wie der erste Akt den festen Hintergrund der Prosa hierfür abgab, da Michel noch als weinender Handwerksbursche unter den Verberen, Lebensstärkeren saß. Aber zu seiner ganzen Bedeutung gelangt Michel doch nicht durch diesen Umstand allein, sondern dadurch, daß er, statt zu weinen, zu singen anhebt, daß seine Leiden Lieder wurden, daß er es ist, der die letzte Seligkeit noch aus aller Todesnoth in seine Ocarina auffängt, der, wo ihn das Licht nur eben berührt, die ganze große Sonne von seinem kleinen Menschenfinger abschleckt, um ihre Wärme aus sich auszustrahlen für immer. Das Zueinander von Leben und Sterben, Raufsch und Grausen,

Daseinsbrunst und Daseinsbängen, dieser Grundton, der tief unten schlägt mit „furchtbarem Schmiedeschlag“, schwingt damit in seelisch gewordenen Rhythmen aus in einen feinen Sonnenjang. Das Märchen hat sich damit zurückgezogen vom Außen und gesammelt als Schöpferkraft im Innern des Menschen; oder man mag auch sagen: Wir stehen damit wieder am Ausgangspunkt des Dichters, der soeben dieses Märchen uns erzählte. Wir sehen den Lebenskreis sich runden in einer Persönlichkeit: sehen Leben, hingelegt vor das Fernrohr eines Mann, umfassen selber es mit dessen Blick, während der letzte Ofarination des ins Dunkel hinausziehenden Michel um uns verflingt.

Denn in Wahrheit sinkt düster wie Nachteinbruch um Michel das Ende, das ihn blind und hilflos in unbekannte Ferne stößt. Doch der schwarze Vorhang, der im „Hannele“ noch Tod und Traum, Elend und Seligkeit unbittlich von einander scheid, ist hier gleichsam durchsichtig geworden: eine graue Hülle nur noch, dahinter bildhaft die Seligkeit steht; und durch immer dünnere Schleier blickt Der, dem es gegeben ist, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit, mitten hinein in das Herz Gottes.

Dann hebt wohl sein Lied an. „Von den blinden Leuten, die die große, goldene Treppe nicht sehen“, die dort hinan führt. „Und das Lied von den Tauben, die den Strom des Weltalls nicht fließen hören“, der auch die kleinsten Gondelschiffchen noch mit sich trägt. Vielleicht singt er es vergeblich. Vergeblich vielleicht, wie Michels Namensbruder, Michael Kramer, das selbe Lied mit hallenden Glocken verschlossenen Ohren sang.

Lou Andreas-Salomé.



## Ninon de Venclos.\*)

**N**inon de Venclos war Ninons Vater und nicht von adeliger Herkunft, ihre Mutter war eine Raconis; und Ninon wurde Weiden am zehnten November 1620 zu Paris als einziges Kind in die Ehe geboren. Die Mutter besand sich im Zustand großer Frömmigkeit und gab der Tochter schon früh den Traktat des Franciscus de Sales *De Amore Dei* in die Hand; der Vater that das Selbe mit den Büchern des von ihm verehrten Montaigne und des Gassendi, denn er war ein Freigeist und gab ihr auch den Namen Ninon. Die Erziehung des Vaters fand die Kleine mehr nach ihrer Anlage; und was die der Mutter betrifft, so kam sie schon mit

\*) Ein Fragment aus dem Buch „Von amourösen Frauen“, das bei Ward, Marquardt & Co. erscheint. Einem sehr pikant, sehr persönlich geschriebenen Buch, das allerlei Süßliches und weniger Süßliches aus dem Leben Margarethens von Valois, Ninons, der Hamilton, der Clairon, der Sand und anderer grandes amoureuses bringt; aber nicht geschrieben ist, um mit Trüffelreizen zu locken. Was hier gegeben wird, ist wirklich nur ein Fragment und läßt die Anmuth des Ninonkapitels nur ahnen.

Dreizehn Jahren zu dem so kurzen wie treffenden Schluß, qu'il n'y avait rien de vrai à tout cela. Es ist nicht auffallend, daß die Beschreibungen von Ninons Reizen einander so widersprechen, daß Tallement sogar sagt, qu'elle n'en eût jamais beaucoup, und daß die auf uns gekommenen Portraits keine schöne Frau zeigen. Die Memoirenschreiber sprechen von Ninons hoher Gestalt, mit feinen Beinen und noch feineren Armen und den schönsten, weichsten Händen. Ihre Haut, sagen sie, war weiß und zengte im Verein mit dem mäßigen Embonpoint des Körpers für eine gute und beständige Gesundheit. Kastanienbraun war ihr Haar und schwarz die Brauen, wohlgetrennt und schöngebogen; Augen wie tiefschwarzer Sammet, patte de volours, Augen, in denen zugleich der Widerstand und das Verlangen herrschten. Die Zähne waren ohnegleichen, die Lippen un peu rail-lantos et relevées vors le coin, daß man danach verging, von ihnen geküßt zu werden, und ihr Lächeln war eine gültige Verheißung. Doch nein: die Schönheiten von Ninons Körper mögen eine Legende bleiben, die Jeder erzählen soll mit dem schönsten Schmuck sehnüchtiger Erfindung oder seiner letzten Geliebten entlehnten Wahrheit. Jeder kennt Ninon, weiß, wie schön sie war, — und Jeder kennt sie anders.

Sind die Zeitgenossen der Ninon auch uneinig, wenn sie von den Talenten des Körpers sprechen, so sind sie doch einig in Lob und Preis von Ninons Gaben des Geistes. Und keine erfundene Geschichte, geneigte Frauen, die Ihr mir zuhört, könnte wahrhaftiger und deutlicher ein Beispiel zu dem Satz geben, wie Grund und Ursache aller schönen menschlichen Dinge die wohlbeschaffene Sinnlichkeit ist. Ninon waren alle Talente der Gesellschaft ihrer Zeit eigen und sie übt sie mit so viel Reiz, daß, was oft das Schicksal erfährt, in leerer Form sich auszugeben, durch sie zu stärkerem Leben erwuchs. Sie spielte die Laute und die Theorbe, galt als die beste Tänzerin der Sarabande und entzückte die Hörer mit einer Stimme, die nur une petite voix de rouelle war, doch sagte sie: La sensibilité est l'Amo du chant; und sie sagte es nicht nur. Aber Dies waren die Gaben für die kleinen Gelegenheiten des heiteren Zufalls; was außer diesen und außer Ninons Schönheit ihren Ruhm schuf, war die Güte ihres Herzens, die Sicherheit ihres Thuns, die Lebhaftigkeit ihres Witzes. Die zuverlässigste Freundin war sie ihren Freunden, die dieses Verdienst an ihr rühmten wie die Geliebten das andere ihres Körpers.

Jemand nannte die reine Liebe eine cerebrale Debauche. Ninon machte sich nichts aus der erotischen Metaphysik; sie erklärte: amour, c'est satisfairo un besoin; und sie liebte dieses kleine cynische Wort, weil es sich so präzis gegen Das stellt, was ihr immer als die Gefahr der Liebe erschien: die Idee der Liebe mit ihrem Gefolge tragender Gefühle, falscher Worte und schlechter Thränen. Diese Idee der Liebe läßt eine Frau vorwurfsvoll zu ihrem Geliebten sagen: Du liebst mich nur diese Stunde! Als ob das Leben so lang wäre, daß diese Stunde nicht zählte, als ob eine Stunde der Liebe nicht länger sein könnte als Jahre. Satisfairo un besoin: dieses Wort ist die naive Wahrheit, wenn die Frau es ausspricht, die Frau, die uns verwirrte Männer immer überrascht durch die oft so wunderbare Wahl ihrer Geliebten. Un besoin à satisfairo: man muß dieses Bedürfniß nicht etwa in seinem engsten Verstande suchen und davor erschrecken. Ninon kannte gar wohl die Nöthlichkeiten des Zweifels, der Erwartung, des ersten Wortes; und auch diese waren ihr Bedürfniß. Nur ließ sie sich davon nicht zu den Täuschungen verwirren über den tieferen Sinn all dieser Dinge. Warten Sie meine Caprice ab,

fragte sie zu Dem, der auf sein Glück ungeduldig war. Ninon hat nie mit ihrem Geliebten gebrochen; sie gab ihnen, wenn sie nicht mehr liebte, einen Abschied in aller Schönheit, so daß sie ihre Freunde bleiben mußten.

Einige bestritten, daß Coligny der erste Geliebte der Ninon war, und nennen dafür den Herrn de Saint-Etienne. Aber Saint-Evrement, Ninons bester Freund, verdient um dieser Freundschaft willen Glauben; und er nennt Coligny als den Glücklichen. Man weiß, daß dieser Herzog von Chatillon Protestant war, und so groß war der Zauber Ninons, daß sie sich erlauben konnte, mit dem Herzog über dessen Religion und die Vorzüge der eigenen katholischen zu streiten, ohne daß er davonlief. Wie es mit dieser ersten Liebe zu Ende ging, davon fehlen die Zeugnisse. Eine kleine Bosheit, die man sich darüber nicht ohne Wiß zusammenlegte, dessen Rußen Coligny tragen mußte, weist sogar Tallement als Erfindung zurück, doch weiß auch er, der Alles wußte, nichts über den Schluß von Ninons erster Liebe zu sagen, die ihr die weise Kenntniß ihrer selbst zu früher Frucht zeitigte. In diesen Tagen ihrer ersten Liebe lernte Ninon die berühmte Marion de Lorme kennen, die damals nicht mehr jung, doch immer noch schön war, wenn sie auch kalte Fußbäder nehmen mußte wegen ihrer etwas gerötheten Nase. Manches hatten die beiden Amoureußen gemeinsam, nicht nur, wie es passirte, die Geliebten; aber Eins unterschied sie bedeutend: Marion zeigte nicht, wie Ninon, die schöne Uneigennützigkeit in der Wahl. Doch waren sie gute und würdige Freundinnen; wie es auch sonst der Ninon natürlich war, daß sie in der Sicherheit des eigenen Werthes Angst vor den Frauen nicht kannte. Ces deux Laïs nannte die Beiden Saint-Evrement. Eine war stolz auf die Andere und sie waren voll hübscher Aufmerksamkeiten für einander. Der gar nicht galante Herzog von Saint-Simon muß von ihnen sagen: Elles acquirent une réputation et considération tout à fait singulières. Die beste Gesellschaft verkehrte in ihren Salons. Ich nenne nicht die Namen der Vergessenen, aber Grammont, den der Graf Hamilton bekannt gemacht hat, Saint-Evrement, den heiteren Philosophen dieser Zeit, den schönen Herrn d'Elbène, der von seinen Schulden lebte wie Andere von ihren Einkünften, Desvoaux, den Dichter, und Scarron, als er noch jung und wohlgestaltet war. Wenn diese Herren auch ohne Reid die Liebe Ninons und Colignys gesehen hatten, so sahen sie doch die Trennung nicht ohne Vergnügen. Der Besitz einer Sache giebt eine viel richtigere Vorstellung von ihr als das Verlangen danach; nun rüstete sich Jeder; und Ninon erklärte, daß sie Beständigkeit und Treue einer weit edleren Gesinnung vorbehalte: der Freundschaft; sie „gab ihren Geliebten die gefährlichsten Rivalen in der Person ihrer Freunde“. Der arme Scarron mußte das heitere Marais verlassen, um im Faubourg Saint-Germain eine Gesundheit zu suchen, die er nicht mehr finden sollte; denn er kam völlig gelähmt wieder ins Marais zurück, wo er in Ninon die treueste Freundin fand; Tage lang weilte sie bei ihm, der sich nicht aus dem Stuhl rühren konnte. Von der Ninon hatte es der Graf Grammont nicht gelernt, der seine besten Freunde sofort ausgab, wenn sie krank wurden.

Doch so sehr sich auch Ninon um ihre Freunde kümmerte: sie versäumte darüber der Liebe keine Zeit. Sie sagte es oft denen, die ihr gefielen, oder sie schrieb es ihnen, wie dem Herrn Roailles, worüber man sich bei den Prejösen im Hotel Rambouillet sehr erregte. „Ich glaube, ich werde Dich drei Monate lieben; eine Ewigkeit für mich“, schrieb sie dem Marschall d'Éstrées, von dem sie sich später in

einem Zustand fand, dont on rougit lorsqu'il n'est pas le fruit d'un lieu respectable. Da auch der Abbé d'Essiat Rechte auf das Kind zu haben behauptete und Ninon nicht entscheiden wollte oder konnte, so that man es mit Würfeln, die dem Kind und dem Marschall günstig fielen. Der Sohn wurde als ein Chevalier de Boissière erzogen, war Marinekapitän und starb sehr alt in Toulon, ein Freund der Musik und der Musiker. Das Glück, in dem Ninon ihre ganze Lebenszeit diesen Sohn sah, ließ sie niemals die Schwachheit bereuen, der er das Leben zu danken hatte. Ninon wurde noch einmal Mutter, doch nicht so glücklich.

Der dreizehnte Ludwig war gestorben und mit der Regentschaft, die für den minderjährigen Vierzehnten die Geschäfte besorgte, beginnt die Zeit der französischen Galanterie, deren Nachahmung eine europäische Kultur schuf.

Der Wechsel des Geschmacks stritt wider keine Pflicht,

Der süße Irrthum selbst hieß kein Verbrechen,

Bergnügen nannte man die zarten, feinen Laster.

Das war die glücklichste Zeit Ninons, die Zeit ihrer vollsten Schönheit und ihres größten Ruhmes. Sie war die berühmte Ninon, doch sie wollte ihrem Ruf nie ein Glück der Liebe danken. Sie bevorzugte die Männer, die Geschmack genug hatten, sie um ihrer selbst willen zu lieben, und fand an denen nichts, die ein eitler Ehrgeiz die Liebe Ninons suchen ließ. Sie kannte die Neue nicht, weil sie keine Enttäuschung kannte, wenn man nicht eine solche in ihrem kurzen Verhältniß mit dem Duc d'Enghien sehen will, der trotz seiner robusten Schönheit weniger für den Dienst der Venus als für den Bellonas geschaffen war. In seinen Armen muß der Ninon das Wort eingefallen sein: *Pilosus aut fortis aut libidinosus*, denn sie seufzte einmal auf: Ach, mein Herr, Sie müssen sehr tapfer sein! . . . Doch bewahrte sie dem Herzog die Freundschaft und zeigte gern sein Bildniß, unter das Claudien die Verse geschrieben hatte:

Pour avoir la valeur d'Hercole,

Il n'est pas obligé d'en avoir la vigueur.

Beständigkeit in der Liebe hielt Ninon nur für eine sehr mittelmäßige Tugend, ja, sie nannte sie die Furcht, ein anderes Herz zu finden, wenn das eine aufgegeben sei. Auch war immer sie es, die verabschiedete, die mit dem klugen Instinkt für den rechten Moment den wählte, der den Geliebten noch nicht müde fand. Keiner sollte an ihr satt werden, denn jeder sollte ihr Freund bleiben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Frauen, denen die Natur nicht erlaubte, dem Beispiel der Ninon zu folgen, von dieser Lebensführung standalisiert waren. Die Königin-Regentin schickte eine Garde, die Ninon ins Kloster der reinigen Mädchen bringen sollte. Aber da sie, wie Bautru bemerkte, weder reinig noch Mädchen war, mußte man ihr selbst die Wahl des Klosters lassen, als welches sie das der Grands Cordeliers nannte. Die gute Anna von Oesterreich war darüber sehr zornig; aber dem Herzog von Enghien gelang es nicht nur, diesen Jörn zu besänftigen, sondern der Regentin auch so viel Schönes von Ninon zu erzählen, daß es der hohen Dame sehr leid that, einer so allgemein geschätzten und bewunderten Person Ungelegenheiten bereiten zu haben.

Doch entschloß sich Ninon, Paris zu verlassen, in dem es unruhig wurde. Man sprach selbst in den Salons zu viel von den neuen Steuern und der Politik; die Meinungen theilten sich, Parteien entstanden, man debattirte: Ninon fand Das

unerträglich und ging fort. Sie hatte damals den Marquis von Villarceaux zum Geliebten und war in dem Alter, das mehr das der Passion als der Caprice ist. Der Marquis war so eifersüchtig, daß er oft kleine Jungen unter Ninons Beute zur Spionage versetzte. Da schnitt sich die wundervolle Frau ihr Haar ab und schickte es dem Eifersüchtigen als ein Zeichen der Treue. Der Marquis stürzte selig zu ihr. Vielleicht aber währte die Treue nur so lange, weil Paris so weit war. Als das Paar von einem Landgut nach Paris zurückkam, war der Marquis noch immer der Verliebte, doch Ninon nahm einen Anderen. Und dann einen Anderen. Paris war wieder glücklich und mit ihm Ninon; die Sonne schien, da der junge vierzehnte Ludwig König war und Molière seine Komödien schrieb, die er der Ninon vorlas. An Saint-Evremont, der in London als ein Exiliter lebte, schrieb Ninon, daß sie fast jeden Abend Gott für ihren Verstand danke und ihn jeden Morgen bitte, daß er ihr die Thorheiten ihres Herzens bewahre.

Ninon hätte nicht vermocht, überall das Feuer, das sie entzündete, zu löschen. Und dann: sie war nicht mehr jung, war nun Sechzig geworden. Aber ihrer Schönheit that die Zeit nichts. Sie sagte oft ihrem Freunde La Rochefoucauld, er müsse seinem Say, daß das Alter die Hölle der Frauen sei, in einer Note anfügen, daß Dies für Ninon nicht gelte. In dem Paradies ihres Herzes wurden die Blätter nicht gelb und sangen noch immer die Nachtigallen. In den kleinen Fältchen um die Augen blieb lachend die Liebe. Die Jüngsten sahen nicht, daß Ninon alt war, und die Ältesten wurden wieder jung, wenn sie sie sahen. In dieser Zeit erlebte Ninon die Tragoëdie, die einzige in ihrem Leben, deren großes Motiv der Triumph ihrer Schönheit ist. Ein Sohn der Ninon von einem De Gorfay wurde als Chevalier de Villiers erzogen und verkehrte, wie viele junge Leute, deren Eltern sie hinschickten, damit sie da lernten, in dem Salon der Ninon, von der er nicht wußte, daß sie seine Mutter sei. Und er verliebte sich in sie mit der Gluth seiner zwanzig Jahre. Ninon war gütig, zurückhaltend, ablenkend; doch es kam dazu, daß sie es ihm sagen mußte. Er ersücht sich; und in den Augen des Sterbenden, über den sich Ninon beugt, ist noch immer die Liebe.

Nun nannte man die Ninon Mademoiselle de Venlos: sie war ruhiger geworden. Elle se contenta de l'aise et du repos après avoir senti qu'il y a de plus vif, wie es Saint-Evremont gütig sagt. Sie gab die Liebe nicht auf (wurde sie doch von der Liebe nicht aufgegeben), aber sie bemühte sich, das Herz ruhiger schlagen zu machen. Sie war neunundsiebzig Jahre alt, als sich der Abbé Gébouyn in sie verliebte. Sie hielt ihn hin, und als sie ihn endlich in ihrem berühmten gelben Boudoir empfing und der Abbé über ihre Grausamkeit seufzte, mit der sie ihn so lange diese Stunde habe erwarten lassen, sagte ihm Ninon: „Glaube mir, meine Sehnsucht war nicht geringer als Deine, aber ich wollte (ein Wischen Eitelkeit noch und weil es doch ein seltener Fall ist) abwarten, bis ich achtzig Jahre alt sein würde; und achtzig bin ich seit heute morgen.“ Ein Jahr dauerte diese letzte Liebe Ninons; dann ging Gébouyn auf Reisen und zeigte wenig Lust, zurückzukommen. So schrieb ihm Ninon: Les plus courtes folies sont les moilleures...

Am siebenzehnten Oktober 1705 starb Ninon. Am Allerheiligentag 1751 war es bei den Damen des Hofes Mode, vor einem Totenkopf die Andacht zu verrichten. Man schmückte ihn mit Bändern und Rosen. Die Königin hatte das Haupt der Ninon für ihre Zerknirschung gewählt und nannte es: ma belle mignonne.



## Konjunktur.

Sonderbar, wie rasch die Schlagwörter an der Börse wechseln und wie behend die Tendenz diesen Wechsel mitmacht. Der erste März 1906, an dem sich der folgenschwere Uebergang unter die Herrschaft des neuen Zolltarifes vollzogen hat, ist zum dies nefastas für das deutsche Wirtschaftsleben gestempelt worden. Bis zu diesem Tag hatte sich die Spekulation eigentlich sehr wenig um die neuen Handelsverträge und ihre Wirkungen gekümmert; nun aber verhästerte sich die Stimmung und man begann, bang zu fragen: „Ist die Hochkonjunktur überschritten und sind wir etwa schon auf absteigender Bahn?“ Das Wort Konjunktur, mit dem in der Haussperiode 1899/1900 so viel Unjug getrieben wurde, ist wieder in Aller Mund; und Aller Augen sind wieder auf den Kontinentalmarkt gerichtet. Wie steht es nun wirklich mit den Aussichten? Wirkungen der neuen handelspolitischen Akta lassen sich jetzt, vierzehn Tage nach ihrem Beginn, natürlich noch nicht feststellen. Die Industrie muß die neuen Zollsätze erst verdaut haben, ehe man sagen kann, was sie ihr brachten, was nahmen. Eine Erschwerung des Exportes wird nicht ausbleiben; und bis die Grundlagen für die neuen Existenzbedingungen geschaffen sind, wird verschärfter Wettbewerb, werden Absatzstörungen mancherlei Bertirrung schaffen. Die Erfolge der caprivischen Handelsverträge waren in Ziffern nachweisbar; wie die Entwicklung nun werden wird, ist mindestens ungewiß. Der Werth der in Deutschland eingeführten Erzeugnisse stieg in den Jahren zwischen 1894 und 1906 von 4285 auf 7046 Millionen Mark, der des Exportes von 3051 auf 5692 Millionen. Die Ausfuhr ist also verhältnismäßig mehr gestiegen als der Import. Die Wirkung der höheren Zölle wäre zunächst jetzt ja weniger fühlbar, wenn die Konjunktur auf eine gesteigerte Nachfrage hinwiese. In den letzten Monaten der alten Handelsverträge wurde die Ausfuhr mit allen Kräften beschleunigt, weil die Exporteure die niedrigeren Zollsätze noch ausnützen wollten. Da mögen inländische Aufträge zurückgestellt worden sein, deren Erledigung für die nächste Zeit noch Beschäftigung sichert. Der Export aber wird in der neuen Akta wohl sicher geringer werden.

Wie wichtig die Anpassung der Produktion an den inländischen Verbrauch ist, zeigt sich besonders deutlich im Eisengewerbe. Während die Eisenausfuhr im Januar 1906 um 173 279 Tonnen größer war als im Januar 1905 und um 153 365 Tonnen größer als im Januar 1904, während also hier eine Steigerung von 50 bis 60 Prozent erzielt wurde, hat der heimische Konsum sich von 1904 bis 1906 nur um 0,56 Kilogramm, die Produktion aber um 2,68 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung erhöht. Hier muß zwischen Produktion und Konsum ein Ausgleich gefunden werden. Ob der richtige Weg dazu der Abschluß langfristiger Lieferungsverträge ist, darüber kann man sehr verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls ist es ein Zeichen der Zeit, daß gerade in der Eisenindustrie jetzt wieder das Bestreben sichtbar wird, solche Verträge abzuschließen. Die Lehren, die das Jahr 1900 mit seinen durch solche lange laufende Abschlüsse herbeigeführten unangenehmen Prozessen gebracht hat, scheinen vergessen zu sein. Wer heute seine gesammte Produktion für das Jahr 1906 schon verkauft hat, Der möchte mit aller Gewalt Aufträge für 1907 bekommen und bedenkt nicht, daß noch genug Schwierigkeiten bei Abnahme der Erzeugnisse des Jahres 1906 entstehen können. Daß viele Verbraucher, aus Furcht, kein Rohmaterial mehr zu bekommen, weitgehende Abschlüsse gemacht

haben, ist ja begreiflich; der Produzent sollte aber nicht gar zu deutlich die Absicht erkennen lassen, die jetzigen Preise noch auszunutzen. Die Käufer werden rasch bedenklich, wenn sie erst einmal gemerkt haben, daß es mit der Konjunktur abwärts geht. Daher wohl auch bei der Preisermäßigung für Roheisen neulich die Versuche, diesen Rückgang zu beschönigen. Das Syndikat gab der Preisänderung eine Erklärung, die jeden Gedanken an einen Konjunkturwechsel im Keim erlöden sollte. Erstens aber wäre es nicht gerade anständig, die Konsumenten über die wahre Lage täuschen zu wollen, und zweitens ist es thöricht, zu glauben, solches Wandern könne die Wirkung eines Umschwunges abschwächen.

An Thatfachen läßt sich nichts ändern; nur die Auffassung der Thatfachen kann, je nach dem Temperament, verschieden sein. Will der Unbefangene allerdings aus den Berichten der maßgebenden Blätter ein Urtheil gewinnen, so wird er sich manchmal an den Kopf fassen und fragen: Wie ist nur möglich, daß nicht zwei Zeitungen der selben Gegend einer Meinung über Lage und Aussichten sind? Was wir aus dem Westen über den Montanmarkt hören, zeigt eine ganze Scala von hochgemuthen und bedenklichen Tönen. Das eine Blatt meint, daß der Höhepunkt der Konjunktur noch nicht überschritten sei und die Marktlage gut bleiben werde; doch wird zugegeben, daß auf dem Eisenmarkt der starken Aufwärtsbewegung eine gewisse Stetigkeit gefolgt sei, in der man aber noch nicht die Anzeichen eines Rückganges zu erblicken brauche. Der selben Zeitung scheinen dann Zweifel gekommen zu sein, ob die Behauptung, die Konjunktur sei unverändert günstig, sich halten lasse: und so weist sie ein paar Tage später in einem Marktbericht darauf hin, daß eine Stille eingetreten sei, die man mit politischen Befürchtungen, mit der unklaren Situation der Vereinigten Staaten und mit der Unsicherheit des Zustandes großer Verbände erklären müsse. Das Alles klingt nicht, als ob der Schreiber selbst eine ganz klare Auffassung der Lage habe. Die kölnische Zeitung wieder huldigt einem unzerstörbaren Optimismus. Sie findet, die Nachfrage sei unvermindert. Daß die Flottenvorlage zu Gunsten der Konjunktur verwerthet wird, ist allenfalls verständlich. Der Bau neuer Schiffe bringt der Montanindustrie und den ihre Produkte verarbeitenden Gewerben gute Beschäftigung. Die Flottenfreunde sollten aber nicht mit Bittern operiren, die leicht ein falsches Urtheil über die Bedeutung der Flottenvorlage für die Industrie bewirken könnten. Wenn in einer Betrachtung, die sich mit den Seeinteressen des Rheinlandes und Westfalens beschäftigt, der Nachweis erbracht wird, daß in den Regierungsbzirken Koblenz, Köln, Düsseldorf, Trier, Aachen, Münster, Minden, Arnberg, Wiesbaden von 922 am überseeischen Geschäft theilhabenden Firmen, die 400 000 Menschen Beschäftigung und fast 2 Millionen Menschen ihren unmittelbaren Lebensunterhalt sichern, etwa 900 Millionen Mark an Seeinteressen vertreten werden, so ist Das an sich nur ein interessantes Zeugniß für die Nothwendigkeit, unseren Ueberseehandel durch eine ausreichende Flotte zu schützen. Doch soll man nicht die Vorstellung erregen, schon der Bau neuer Schiffe genüge, um den vielen Menschen, die von den 922 Firmen beschäftigt werden, Arbeit zu geben. Ein Vischen mehr Nüchternheit wäre recht nützlich. Das gilt auch für die zum Theil übertriebenen Hoffnungen, die vielfach auf die Bestellungen Rußlands und Japans gesetzt werden. Erstens steht Rußland noch in argen Finanzschwierigkeiten; und wer weiß denn, ob nicht andere Länder, wie die Vereinigten Staaten, bei der Ertheilung der Aufträge bevorzugt werden? Bei Japan hat jedenfalls ja England sich durch das politische Bündniß den Vorrang gesichert.

Ueber Amerika, das für die Beurtheilung der Konjunktur so wichtig ist, hört man wieder die aller verschiedensten Meinungen. Da heißt es, die gute Lage des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes werde während des ganzen Jahres 1906 fortbauern, weil die meisten großen Werke bis in die zweite Hälfte des laufenden Jahres vollauf beschäftigt seien. Mit der Gefahr eines großen Ausstandes in der Kohlen- und Eisenindustrie brauche nicht gerechnet zu werden. Andere behaupten die Hochfluth, die in den letzten Monaten dem amerikanischen Hoheisenmarkt so viele Aufträge brachte, lasse allmählich nach. Die Hauptkonsumenten haben sich mit Vorräthen auf Monate hinaus versorgt und daher keinen Grund, bald große Aufträge zu erteilen. Die führenden Unternehmen, Stahltrust, Lackawanna Steel Co., Republic Iron and Steel Co., Pennsylvania, Cambria and Maryland Steel Co., haben während des letzten Halbjahres Bestellungen bekommen, deren Umfang ihre Produktion um 50 Prozent überstieg. Das beweist aber noch nichts für die Gesundheit der Verhältnisse. Die Spekulation kann nachgeholfen haben; erst die Entwicklung des Geschäftes kann lehren, ob die Voraussetzungen für die Verarbeitung so großer Hoheisenmengen gegeben waren. Die Berichte des Iron Age und des Iron Monger widersprechen einander stets. Eine Stütze finden die Optimisten auch in den glasgower Warrantberichten, die aber nicht den Eindruck der Objektivität machen.

Für die Beurtheilung der Konjunktur ist auch die Frage wichtig, ob die Kartelle fähig sein werden, unter den neuen Verhältnissen für die Regelung der Produktion zu sorgen. Der Stahlverband konnte am ersten März auf eine zweijährige Thätigkeit zurückblicken und muß im nächsten Jahr erneuert werden. Die Vorarbeiten dazu haben begonnen. Noch aber ist nicht sicher, daß die Erneuerung gelingt; wenn auch mancher Gegner, wie der Generaldirektor Kamp vom Phoenix, im Lauf der Zeit ein Anhänger des Kartells geworden ist. Das Kohlen Syndikat brauchte bekanntlich zwei volle Jahre, bis seine Verlängerung auf der erweiterten Grundlage endlich gelang. Während das Schicksal des Stahlverbandes noch ungewiß ist, droht anderen Kartellen schon der Zerfall. Das Bemühen, einen Verband für gezogene Drähte zu schaffen, hat nicht ans Ziel geführt; damit scheint das Geschäft des Walzdrahtverbandes besiegelt, dessen Auflösung die Folge der Uncinigkeit unter den Drahtfabrikanten wäre. Verschwindet die alte Organisation ohne Ersatz, so verschärft sich zunächst natürlich die Konkurrenz. Das ist für den Käufer zwar ganz angenehm, schwächt aber den Produzenten und wirkt auf die Marktlage nach und nach ungünstig. Auch in der Kohlenindustrie fehlt's nicht an Wolken. Das einst allmächtige rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat sieht immer neue Gegner entstehen. Mit dem großen gelsenkirchener Concern fing es an. Dann kam die Kirdorf-Krise. Geheimrath Kirdorf legte den Vorsth im Bergbaulichen Verein nieder; an seine Stelle trat Kommerzienrath Junke, der plöglich Ambitionen zeigt. Er hat einen Plan erjonnen, dessen Durchführung eine neue Macht im Kohlenrevier schaffen wird: die „Essener Steinkohlenbergwerke Aktiengesellschaft“, in der die funksischen Bechen mit den Rheinischen Anthrazitkohlenwerken in Kupferdreh vereinigt sein werden. Die Bedeutung dieser Transaktion geht schon daraus hervor, daß das Grundkapital der Rheinischen Anthrazitkohlenwerke auf das Fünffache erhöht werden soll. Ob die Schaffung dieses neuen mächtigen Concerns als ein gutes oder schlechtes Zeichen für die Konjunktur zu deuten sei, darüber sollte man sich nicht den Kopf zerbrechen. Jedenfalls tritt neben das Kohlen Syndikat wieder ein

neuer selbständiger Verband; das Vertrauen zu der Kraft des Syndikates kann dadurch nicht wachsen. Der Gedanke, dieses einst sehr nützliche Kartell habe sich überlebt, scheint immer mehr Wurzel zu fassen. Werden die neuen Concerns aber stark genug sein, um den Ausbruch eines verderblichen Konkurrenzkampfes Aller gegen Alle zu verhüten? Auch diese Frage müßte der Konjunkturknäuffer beantworten.

Dem rheinisch-westfälischen Kohlen Syndikat und damit Deutschlands Kohlenmarkt und Montanindustrie droht aber auch noch Gefahr von einer Seite, an die bis jetzt kaum Jemand gedacht hat: von England. Die Kohlengruben von Wales, die einen größeren Reichthum an Gestein bergen sollen als die westfälischen und deren geologische Eigenart, sagt man, reichen Ertrag verheißt, sind zum Gegenstand großer Projekte gemacht worden. Der Ankauf des whitworther Kohlenfeldes in Glamorganshire (Südwales) hat vor ungefähr einem halben Jahr die Gemüther hüben und drüben heftig erregt und ist sogar zu einer politischen Aktion aufgebauscht worden, da die Engländer die Betheiligung deutschen Kapitals an englischen Bergwerken als einen Akt der Unfreundlichkeit betrachtet sehen wollten. Die Unternehmer haben, ohne sich darum zu kümmern, die Sache sehr energisch betrieben und hoffen jetzt, nach Ablauf eines Jahres schon beste Steamkohle in großen Mengen nach Deutschland bringen zu können, — und zwar zu niedrigerem Preis, als er für deutsche Kohle der selben Art gefordert wird. Unser Kohlenmarkt hätte dann also mit einer neuen Konkurrenz zu rechnen. Deutschland ist heute der beste Kohlenkunde Englands; dazu haben allerdings die großen Bestellungen während des letzten Bergarbeiterausstandes mitbeigetragen. Wird nun der Ausfuhrzoll für Kohle, der seit dem Jahr 1901 im britischen Reich besteht, aufgehoben, so wird die Einfuhr des englischen Produktes weiter zunehmen und den deutschen Kohlenhändlern recht unbequem werden. Der Aufschwung in Wales und die Beseitigung des Zolles sind also für die Bewertung der Konjunktur wichtige Faktoren. Und bei uns wird gerade jetzt obendrein an einen Kohlenausfuhrzoll gedacht. Graf Kanig hat berechnet, daß ein Zoll von etwa einer Mark auf die Tonne Steinkohlen, Koks und Braunkohlen ungefähr 22 Millionen bringen würde; und der Finanzminister scheint geneigt, die Frage eines Ausfuhrzolles ernstlich zu erwägen. Man wies auf England, das aber just Wien macht, den Zoll abzuschaffen; das gewählte Beispiel ist also schon etwas veraltet. Die Herren, die den Ausfuhrzoll empfehlen, scheinen auch vergessen zu haben, daß die deutsche Kohle nicht nur im Inland verbraucht wird, sondern auch auf den fremden Märkten konkurriert. Das wird schwer sein, wenn sie sich mit einer durch den Wegfall des Ausfuhrzolles verbilligten englischen Kohle zu messen hat. Den Ausfuhrzoll auf Kali und Dampfen hat die Steuerverkommission ja angenommen, trotzdem es gerade hier heißen mußte: *principiis obsta*. Seit dreißig Jahren haben wir den letzten Ausfuhrzoll abgeschafft; und jetzt geben wir den anderen Ländern mit der Wiedereinführung ein schlechtes Beispiel. In Schweden wird eifrig für die Einfuhr eines Erzausfuhrzolles agitiert. Die deutsche Erzproduktion reicht zur Deckung des Bedarfes nicht annähernd aus; unsere Roheisenproduzenten sind also auf fremdes Erz angewiesen. Wird ihnen nun das schwedische Material vertheuert, so werden sie die Folgen spüren. Bei dieser Fälle ungewisser Momente sollte man mit Urtheilen über die Konjunktur einstweilen noch recht vorsichtig sein. *Adon.*

Zu berichtigen: Das Café Kaiserhof ist von Matthias Bauer geschaffen worden, der zwei Jahre danach das Café Bauer unter den Linden gegründet hat.

## Bourgeois.

**B**énon Victor Auguste Bourgeois taucht wieder auf. In dem röhlich schimmernden Kabinet, das, nach Rouviers Sturz, die pariser Kammertapezire zurechtgemacht haben. Noch ist's, während ich schreibe, nicht ganz fertig; sicher scheint aber, daß Herr Bourgeois Nachfolger Richelieus und Delcassés werden, Frankreichs internationale Politik leiten wird. Das hat er schon einmal gethan; vor zehn Jahren: vom achtundzwanzigsten März bis zum dreiundzwanzigsten April 1896. Nicht lange also. Er war genöthigt, Vertheilung am Lualaba d'Orsay, wo der große Chemiker nie recht heimisch geworden war, auszuschießen, übergab Herrn Doumer, der noch als ungewißhaft radikal galt, das Innere und wurde, unter dem Patronate des Fürsten Lobanow und des schlaunen Amtamtschlägers Mohrenheim, das sichtbare Haupt der französischen Diplomatie. Die Herrlichkeit sollte nicht dauern. Das Ministerium Bourgeois fiel, weil der Senat ihm den für Madagasgar geforderten Kredit weigerte und dem Präsidenten offenes Mißtrauen votirte. Kein Wunder. Herr Bourgeois (er wird Ende Mai fünfundsüßzig Jahre alt) hatte eine normale Beamtenlaufbahn hinter sich, sah erst seit acht Jahren in der Kammer, war aber schon Minister des Unterrichts, der Justiz und des Inneren gewesen und wegen seiner sozialistischen Neigungen verurtheilt. In Angst und Wuth zitterte die Bourgeoisie vor dem Mann; und er trug doch den Namen der Klasse, die seit der Epoche Saint-Simons beschuldigt wird, gegen das Arbeitervolk mit roher Gewalt und listiger Lüge das Interesse des Kapitals zu vertreten. Nicht auf den ersten Ruf des Präsidenten Felix Faure war er in den Kabin ge-  
sprungen, der die ministrables aus erföhnte Vorgebirg der Hoffnung tragen soll; nur wenn er in Freiheit seine Ideen durchsetzen konnte, wollte er Ministerpräsident sein. Grund genug, ihn zu hassen. In unseren großen liberalen Blättern war er, ungefähr wie jetzt Herr Doumer, ein eitler Streber, beinahe ein Handwurst; in der pariser Kapitalisten-  
presse ein widriges Zwittergebild, so etwa zwischen Robespierre und Babeuf, gegen das die Erben Condorcets und Bergniauds sich waffnen müßten. Dieses Ministerium, hieß es, vernichtet den Wohlstand der Bürger, besorgt die Geschäfte der Anarchisten und schleift die Ehre des Vaterlandes durch den Noth. Und doch ließ Herr Bourgeois bei jeder Gelegenheit das franko-russische Bündniß in Bengalfener glänzen. Aber er hatte die Südbahnjache derb angefaßt, den biedereren Acton rauh beim Längen genommen und in Lyon gejagt, die Demokratie dürfe, wenn sie ein ruhiges Gewissen haben wolle, nicht versäumen, der Verkündung der Menschenrechte endlich eine Gesetzes tafel folgen zu lassen, auf der die Pflichten der Gesellschaft gegen den Menschen verzeichnet sind. Er bekannte sich zu der Lösung des Klassenkampfes und sicherte dem Privateigenthum nicht so unbedingten Schutz, wie ihn sogar der Konvent wollte, als er égalité, liberté, sûreté und propriété für rechtlich verbürgte Güter jedes Franzosen erklärte. Dieser Minister sprach den Glasbläsern von Carmaux seine Sympathie aus, tadelte Herrn Ruffégulier, den französischen Stumm, stärkte die Macht der Arbeitersyndikate, trat für obligatorische Schiedsgerichte und Zwangsversicherung ein und half in der Theorie wenigstens dem Grundjag der Einkommensteuer zum Sieg. Seit der Constituante, die Frankreich den Weg zur Mobiliarsteuer wies, gilt jeder Versuch, das impôt sur le revenu einzuführen, als schändester Frevel an den erhabenen Prinzipien der Revolution; und das aus der Zeit des Ancien Régime stammende Mißtrauen gegen alle Regierenden, gegen die Beamten, denen das Recht, in die Vermögensverhältnisse des freien Bürgers hineinzu spähen, nicht genöthigt werden dürfe, hatte, vom Jahr 48 bis zu Peytrals Projekt von 1888, alle Einkommensteuerpläne stets schnell zum Scheitern gebracht. Unvergessen war Molinavis Warnwort:

in Frankreich, dem Lande der heftigsten politischen Leidenschaft, werde die Einkommensteuer der skrupellosen Beamtenwillkür das wirksamste Mittel zur Begünstigung der Freunde und zur Bestrafung der Feinde bieten. Der Deutsche, der nicht begreifen kann, warum diese Steuer drüben zu den revolutionären Maßregeln gezählt wird, braucht sich nur vorzustellen, wie ihm zu Muth wäre, wenn heute ein freisinniger, morgen ein agrarischer und übermorgen ein sozialdemokratischer Caucus über die Einschätzungsmacht und die Steuerlisten verfügte; dann wird er den Widerstand verstehen, den in Frankreich sogar die nicht großkapitalistische Mittelschicht all diejen Plänen entgegensetzte. Der Senat, als Vertreter des Besitzes, zwang Herrn Bourgeois zum Rücktritt. Und schon mußte man glauben, in Frankreich werde sich, gegen den kommunistischen Sozialismus, eine neue Partei der Ordnung bilden, zwischen Republikanern und Monarchisten ein Bündniß gegen den Jahrhundertirrtum geschlossen werden, der von einem Millennium träumte, von einer vollkommenen Gesellschaft, in der Gleiche mit gleicher Freiheit und gleichem Anspruch sich paradiesisch vereinen sollten. Da kam die Affaire und schuf eine ganz andere Gruppierung. Spullers esprit nouveau war vergessen, der Merkantilismus wieder, wie in Gambettas Tagen, der Feind. Herr Bourgeois wurde unter Brisson Unterrichtsminister, suchte für die Revision des Dreyfus-Prozesses und ist nun, trotzdem er damals nur vier Monate Minister war, auch bei unserer Presse beliebt. Er schrieb ein (nicht sehr klares) Buch über die Pflicht zur Solidarité, vertrat Frankreich auf der Friedenskonferenz, wurde Kammerpräsident und blieb dann lange im Dunkel. Die Krankheit und der Tod des einzigen Kindes warb ihm Sympathien, milderte auch im feindlichen Lager den Groll. Und jetzt taucht er wieder auf, Nicht als Kabinettschef. Er konnte sich mit Herrn Fallières verständigen, der in seiner Präsidialbotschaft gesagt hat: On arrivera à l'harmonie des intérêts dans l'unité morale de la nation. Travaillons sans relâche à faire une humanité toujours meilleure! Doch der Kluge, oft Gewarnte fürchtet wohl, für seine Girondistenpläne bei Jaures und den anderen Montagnards nicht die nöthige Unterstützung zu finden, und zieht deshalb lieber ins Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Da weht jetzt eine andere Last als 1896. Von Madagaskar und Egypten ist nicht mehr die Rede, mit England, das damals noch als Erbfeind gehaßt war, die entente cordiale geschaffen der Bund der lateinischen Völker ohne Geträusch Ereigniß geworden; und Rußland einseitigen zu ohnmächtiger Ruhe gezwungen. Da läßt sich, wenn Algeras erst überstanden ist, ohne Gefährdung des Nimbus aushalten. Vielleicht wagt der demokratische Sozialismus nun seine erste Nachtprobe. Frankreich war ja immer die Versuchstation der Menschheitsgeschichte. Hier wurde der Universalmenschen ausgeklügelt, der Homunkulus, der in allen Ländern und Zeiten unverändert der Selbe bleibt und mit dem das mythische Naturrecht, das stets und für Alle gleiche, geboren wird; hier wurde der Gesellschaftsvertrag und die Dogmatik der Menschenrechte ausgeheckt, von Louis Napoleon das erste staatssozialistische Experiment gemacht; hier können wir, zum ersten Mal in einem kapitalistischen Großstaat, auch eine Regierung, der radikale Sozialisten die Farbe geben, an der Arbeit sehen. Ewig kann die Republik von der Pfaffenfresserei ja nicht leben; die wichtigsten sozialen Reformen sind unaufschiebbar geworden und bald muß sich zeigen, ob Frankreichs Luxusindustrie und Handel die Last solcher Pflichten ohne allzu fühlbaren Kraftverlust zu tragen vermag. Herr Bourgeois hat seinen Platz so gewählt, daß er die Entwidlung abwarten kann. Oft aber muß der Minister des Auswärtigen in Frankreich, wie Prévost-Paradol sagte, das Volk an das Fenster rufen, aus dem internationale Vorgänge zu erblicken sind; muß es thun, weil die lieben Kollegen nur dann die Gelegenheit haben, den neugierig Hinaussehenden das Schuppstuch aus der Tasche zu ziehen.

## Richter und Bismarck.\*)

So kann und so darf nicht mehr lange in Deutschland regirt werden. Mit solchem Regierungssystem kann man nicht transigiren, nicht paktiren. Der Herr Reichskanzler hat im Abgeordnetenhaus erwähnt, daß ich seine wirthschaftliche Politik als eine Schnapspolitik gekennzeichnet habe. Das ist richtig; und ich bin nicht in der Lage, den Ausdruck irgendwie zurückzunehmen.“ In den ersten Märztagen des Jahres 1886 sprach der Abgeordnete Richter diese Sätze im Deutschen Reichstag. Drei Wochen danach antwortete ihm der Reichskanzler Fürst Bismarck: „Der Herr Abgeordnete Richter hat bei irgendeiner Gelegenheit gesagt, ich sei ein großer Brenner vor dem Herrn. Er hat diese Andeutung in der Weise vervollständigt, daß er sein Wort von der Schnapspolitik wiederholte; es ging ungefähr darauf hinaus, daß ich in der Gesetzgebung mein persönliches Interesse an der Brennerfrage bethätigte. In dieser Andeutung liegt doch eine Behauptung, die, wenn sie wahr wäre, mich in der öffentlichen Achtung herabsetzen müßte. Es wäre ja für mich ein Leichtes, dergleichen grobe Injurien zu erwidern und auch den Herrn Abgeordneten Richter zu beschuldigen, daß er seine Stellung als Abgeordneter in seinem Privatinteresse ausbeute; indessen ich verzichte darauf. Ich finde es unter meiner Würde, mich auf einen Streit der Art einzulassen. Ich glaube, die Stellung, die ich mir im öffentlichen Leben seit dreißig Jahren erworben habe, ist zu fest, als daß der Herr Abgeordnete Richter mich aus ihr herunterzerren könnte. Sein Gewicht ist zu leicht dazu.“ Noch am selben Tage erwiderte Richter, er habe den Kanzler nie beschuldigt, sich durch die Rücksicht auf Privatinteressen in seinem politischen Handeln bestimmen zu lassen; griff die bismarckische Politik dann aber wieder schonungslos an. Als er seine Rede geendet hatte, wurde auf der linken Seite laut „Bravo“ gerufen, auf der Rechten heftig gezißt. Der Kampf währte noch, als Bismarck aufstand und seine Entgegnung mit den Worten begann: „Bravo! Bravo! Ich theile ganz die Ansicht der Herren, die „Bravo!“ riefen; es war eine ausgezeichnete Rede; aber sie wird auch von dem Vorwurf getroffen, den der Herr Abgeordnete Richter mir gemacht hat: sie war nicht neu. Er sagt mir, ich hielte immer die selbe Rede. Von dem Herrn Abgeordneten Richter habe ich in den letzten zehn Jahren auch nichts

\*) Diesen Versuch einer Charakteristik hatten die Herausgeber der Neuen Freien Presse für ihr Weihnachtsblatt erbeten. Mit ihrer Erlaubniß veröffentlichte ich ihn jetzt auch hier (mit einem nicht sehr langen Zusatz); weil ich über den toten Richter nichts Besseres als über den Lebenden zu sagen wußte und das Bemühen mich widert, früher bedachtem, Empfundnem ohne innere Nöthigung nun eine neue Form zu erzwingen.

Neues gehört. Ich bin bald vierzig Jahre in der parlamentarischen Thätigkeit, Herr Richter mindestens weit über zwanzig; ich weiß nicht, wie lange wir noch zu leben haben: da möchte ich also doch empfehlen, daß wir an uns nicht die Anforderung stellen, uns täglich etwas Neues zu sagen. Der Herr Abgeordnete ist ja viel fruchtbarer und viel geübter als ich; er hat ja nichts weiter zu thun als zu reden; er kann sich sehr sorgfältig darauf vorbereiten und er bleibt auch in der Übung, denn er redet den Tag mehrmals, und wenn er nicht redet, dann schreibt er seine Reden. Diese Übung kann ich mir leider nicht gestatten; ich rede mit Beschwerde. Außerdem ist er gesund und kräftig; ich beneide ihn um seine körperliche Erscheinung. Aber: etwas Neues hat er uns nicht gesagt.“ Das klang immerhin milder. Nicht lange. Die Ironie wurde bald grausamer. „Der Herr Abgeordnete ist ja bei seinem Ueberblick über die europäische Politik sehr viel kompetenter in seinem Urtheil, als ich zu sein mir jemals anmaßen kann.“ Erinnerung an die Thatsache, daß die Fortschrittspartei im Jahr 1867 die Reichsverfassung abgelehnt hat; „und seitdem hat sie gethan, was in ihren Kräften war, um den Gang der Maschine zu erschweren“. „Der Herr Abgeordnete Richter will immer das Gegentheil von Dem, was die Regierung will.“ „Er hat noch eine große Zukunft vor sich,“ ist aber Redekünstler; „ich bin Minister, Diplomat und Staatsmann und würde mich für gekränkt halten, wenn man mich einen Redner nennte.“ So ging's weiter; und am Schluß kam die Behauptung wieder: „Er hat mich beschuldigt, meinen amtlichen Einfluß zur Begünstigung des von mir betriebenen Brennererigewerbes in der Besteuerung verwandt zu haben. Er hat mich auf die ungerechteste Weise unverdient gröblich injuriert“; außerdem noch die Verdächtigung, Richter habe den Text der Rede, in der die beleidigende Andeutung enthalten gewesen sei, zwar richtig wiedergegeben, doch „rasch darüber hinweggelesen und darauf gerechnet, daß in der Schnelligkeit diesem verzwickten Satz nicht gefolgt werden würde“.

Diese Aueinandersehung (deren greifbarer Gegenstand ein Leichnam war; denn das Branntweinmonopol, gegen das Richter in voller Wehr focht, war bereits gefallen) giebt ungefähr schon ein Bild von dem Verhältniß der beiden Männer. Doch fehlt noch ein wichtiger Zug. In seiner ersten Rede hatte Richter gesagt, das Reich dürfe nicht auf die zwei Augen des Kanzlers gestellt werden; auch wenn Bismarck nicht mehr im Amt sei, werde „die Krone (so sagt man im deutschen Parlamentsjargon) die fundamentalen Interessen des Reiches sichern“. Solche Anspielung liebte er; fand immer den Kanzler zu mächtig, den Kaiser zu tief im Schatten dieser Riesengestalt, die Gefahr



eines Hausmeierthumes nah. Und immer, wenn er diese Anschuldigung hörte, verließ den weißen Hünen die Ruhe. Natürlich. Das war ja die Waffe, gegen die er sich am Hof so lange schon zu wehren hatte! „Der Mann wird zu groß. Ist längst zu groß geworden. Er usurpirt die Gewalt, die dem Kaiser und König gehört. Das Volk sieht und hört nur ihn und vergißt schließlich, daß es Ruhe und Wohlstand einem Hohenzollern zu danken hat.“ Von Mund zu Mund ging's. (Nach Bismarcks Tod noch war diese von der Mutter auf die Tochter vererbte Stimmung so stark, daß in Karlsruhe der Plan entstand, das Andenken Wilhelms des Ersten „zu retten“; der Plan, dessen Ausführung die letzten Lebensjahre Ottokars Lorenz mit unfruchtbarem Mühen füllte.) Mancher Hüfling, den der Nimbus des einst so kleinen Kniephofers ärgerte, benutzte damals jede Gelegenheit, um von diesem Gift dem Monarchen Etwas ins Ohr zu träufeln; und Bismarck hat später oft erzählt, wie eifrig besonders die ihm verhassten „Politiker in langen Kleidern“, Priester und Damen, bei dieser Arbeit waren. Der alte Wilhelm war ja nicht eitel, wollte gar nicht allen Blicken sichtbar im Rampenlicht stehen und hatte in Gastein den Freund und Verbündeten, der über die lästige Gafferschaar klagte, lächelnd mit dem Scherzwort getröstet: „Nur ein paar Minuten Geduld; wenn Bismarck kommt, achtet kein Mensch mehr auf uns.“ Nach und nach konnte es dennoch wirken. Auch der bescheidenste Fürst will nicht die Merowinger-Rolle spielen, nicht Tag vor Tag vernehmen, die Allmacht eines Ministers verdunkle, erdrücke ihn; will namentlich nicht, daß solches Gewisper im Volke Glauben finde. Vieles, was der Kanzler über sein Vasallengefühl, seine Entschlossenheit, selbst einem König, dessen Politik ihm nicht gefiele, bedingungslos bis in die Vendée zu folgen, öffentlich gesagt hat, war von der Absicht eingegeben, diesen Verdacht zu entkräften. Ist's nicht leicht zu verstehen, daß sein Puls schneller pochte, wenn auch der Führer der Demokratie diese Saite berührte? Siehst Du, zischelte es dann aus dem Kränzchen der Geschlitzten: auch da unten hat man schon gemerkt; auch dort, wo doch nicht die Hüter des Majestätsrechtes stehen, fragt man schon, ob denn der Kaiser noch regire oder zu Gunsten des Kanzlers abgedankt habe. Das war eine Gefahr; und fast nach jeder Anspielung dieser Art findet man in Bismarcks Reden den Ausdruck des Wunsches, recht bald von der Amtsbürde befreit zu werden. Eines nicht ganz ernst gemeinten Wunsches; denn der Mann, der sich nie gering geschätzt hatte, war bis ans Lebensende überzeugt, daher, besonders in der internationalen Politik, seinem Vaterlande nützlicher sein könne als irgend ein Anderer. Doch der Kaiser konnte sich auf solche Aeußerungen berufen und zu den Ehrenblättern

sprechen: „Da habt Ihr's: Der klebt nicht an seinem Sitz. Ich muß froh sein, wenn ich ihn halten kann.“ Auch in Richters Brantweinrede hatte der Wink mit den „zwei Augen“ mehr wohl geärgert als die (angebliche) Beschuldigung, für die eigene Tasche Politik zu treiben. Aber sieht man die Beiden nicht deutlich vor sich? Der Eine kennt die Kräfte des Anderen, fast noch genauer die Schwächen: und Beide dünkt in diesem Kampf jede Waffe recht. „So kann nicht mehr lange regirt werden.“ „Der Herr Abgeordnete thut, was er vermag, um den Gang der Reichsmaschine zu erschweren.“ „Schnapspolitiker!“ „Redekünstler!“ Und so weiter. Nur ja den Gegner an der schmerzhaftesten Stelle treffen; und mit Behagen dann den Stahl in der Bunde umgedreht.

Zwanzig Jahre ist's jetzt gerade her. Beide Männer sind tot. Richter, der um dreiundzwanzig Jahre Jüngere, war schon lange ein sicherer Mann; seine Fraktion zusammengeschrumpft, er selbst gezwungen, dem Parlament fern zu bleiben. Schon hatte er, sicher nicht leicht, sich entschlossen, das Mandat zum preussischen Landtag niederzulegen. Die Aerzte hofften, ihm die Mitwirkung an wichtigen Reichstagsdebatten bald erlauben zu können. Zweimal hatte er bei der Berathung des Reichshaushaltes gefehlt. Und zweimal hatten wir gehört, wie das Fehlen dieses Einen unter Vierhundert empfunden ward. Nicht etwa von der spärlichen Schaar der Parteigenossen nur. Nein: die alten Feinde, Männer, die er Dezennien lang gehöhnt und unerbittlich bekämpft hat, sind aufgestanden und haben gesagt, wie aufrichtig sie bedauern, ihn nicht auf seinem Plage zu sehen. Der greise Herr von Kardorff, mit dem er doch über Gebühr unglimpflich umzugehen pflegte, war nobel genug, aus dem Reichstag dem Strimmen einen Gruß ins Krankenzimmer zuzurufen, einen Gruß, der fast wie Huldigung klang. Und der Reichskanzler (ein Kanzler, dem gerade Richter heute sicher kein Loblied sänge) hat dem Leidenden rasche Genesung gewünscht und seine Abwesenheit bedauert. Hat sogar erzählt, er habe Richter dem Kaiser als Staatssekretär für das Reichsschatzamt empfohlen. Diese Mittheilung begrüßten unsere eben so ehrenwerthen wie lachlustigen Volkvertreter mit „stürmischer Heiterkeit“. Trotzdem ich nicht zu Richters Fahne geschworen habe, fehlte mir der Sinn für diese Heiterkeit; freilich auch für den mindestens unzeitgemäßen Scherz, der sie hervorrief. Erstens war der Abgeordnete Eugen Richter längst nicht mehr gesund genug, um die Last eines Staatsamtes auf sich nehmen zu können. Zweitens gab sein politisches Handeln gewiß nicht das Recht, ihn für einen Streber und Stellenjäger zu halten, der dem gestern noch wüthend befehlenden System morgen dienen wird, weil es ihn betitelt und nährt. Er hat den größten Theil seiner Lebensarbeit an den

Kampf gegen Schutzzölle, Besteuerung der Massenkonsumartikel und des Geschäftsverkehrs, gegen die imperialistische Expansion und ihre Machtwerkzeuge gesetzt und in Miquels feingespinnnenem Plan einer Reichsfinanzreform kein brauchbares Hädchen gefunden. Sollte er all diese Dinge als Vertreter des Schapantes jetzt vielleicht vertheidigen? Die Handelsverträge, das neue Flottengesetz, die Bier- und Tabaksteuer, die Viertelmilliarde für Südwestafrika? Und wenn man sich diese Hindernisse wegdachte, war ein Mann von Richters Vergangenheit noch immer zu gut für die Stellung eines vom Willen des Reichskanzlers und der bundesstaatlichen Finanzminister abhängigen Beamten. Doch der Scherz war freundlich gemeint und in dem Lachen kein Widerhall böser Spottfucht. Für Minuten konnte man sich ins englische Parlament träumen, wo die Gegner einander bei feierlichem Anlaß mit Nettigkeiten bewirthen und jeder Right Honourable vor Schreck und Scham erbebt, als bekannt wurde, D'Israeli habe Gladstone einen vom eigenen Wortschwall trunkenen Rhetor genannt. Wir sind nicht von so höflicher Sitte verzärtelt und staunten deshalb, als Richters Verdienst uns von solcher Lippe gekündet ward. Où sont les neiges d'antan? Einst als Reichsfeind geächtet und selbst von den nationalliberalen Nachbarn gemieden; denn in seiner Nähe schauderts den Reinen. Später von Denen, die, nach der secessio aus Bennigsens Lager und nach Miquels Heidelberger Programm, unter Bambergers Führung zu ihm gekommen waren, wieder verlassen und unheilbarer Tyrannis angeklagt. Von den Sozialdemokraten geschmäht, wie sonst nur die um Fingersbreite vom Dogmenwege gewichenen Genossen. Und plötzlich lebend nun in die Glorie erhöht. Alle vermifhten ihn, wünschten ihn zurück; und die Schwerter, die er schartig geschlagen hatte, senkten sich ihm zur Ehre. Drei Ursachen nur könnten, so scheint es, solche Wandlung erklären. War Richter mächtiger, konservativer, milder geworden? Nein. Vor zwanzig Jahren hatte er dreiundsechzig, jetzt nur noch zwanzig Mann hinter sich. Weder seine Gesinnung noch die Form ihres Ausdrucks hatte sich geändert. So lange er aufrecht war, hat er persönlich angegriffen und die Person selbst dann zu packen versucht, wenn sie sich in papiernen Schanzen barg. Aber er war beinahe nun der Letzte aus der Heroenzeit deutscher Geschichte. Und war, mit seinen harten Kanten und scharfen Ecken, auf eigenem Grunde doch ein ganzer Kerl.

Ist es uns nicht eben so ergangen wie Denen, die mit ihm an der Arbeit saßen? Wie schalten und höhnten wir ihn! Fanden ihn, wenn wir ihn angeschwärzt hatten, noch immer nicht schwarz genug. Hießen ihn rückständig, einen Kalkulatorkopf, blind, fossil. Und wünschten ihn nun sehnsüchtig zurück.

Nicht etwa, weil wir uns zu seiner Auffassung politischer Nothwendigkeiten bekehrt hatten. Auch nicht, weil seine Art der Budgetkritik uns von gar so hohem Werth schien. Nein: der Mann fehlte uns. Der, auf seine besondere Weise, nach Richters Wort, immer „aus sprach, was ist“. Eine Reichshaushaltsberathung von solcher Armsüligkeit, wie wir sie jetzt erleben, eine, in der von allem Wesentlichen nichts gesagt wird, war undenkbar, so lange Richter im Feuer stand. Stirbt die starke Persönlichkeit aus, weil sie der Modiform des Kampfes ums Dasein sich nicht so behend anzupassen vermochte wie der glatte struggleforlifour, den vor drei Lustren Daudet als Rarität entdeckte und den heute Jeder in Duzenden von Exemplaren kennt? Einst sahen im Deutschen Reichstag Mallinckrodt, Schorlemer, Windthorst und die beiden Reichensperger, Kleist-Regow, Stumm, Gneist, Sybel, Miquel, Bamberger, Stauffenberg, Lasfer, Bennigsen, Virchow und mancher Andere von individuellem Reiz; Mancher, den man gern hörte, ohne zu fragen, ob er auch „Recht habe“. Heute fehlt hier, wie auf allen Gebieten, die Persönlichkeit. Richter war der letzte bürgerliche Parlamentarier großen Formates: drum ward er vermisst.

\*

Am Rhein liegt, im Koblenzer Bezirk, das Städtchen Neuwied, das jetzt ungefähr elftausend Einwohner hat. Der österreichischen Geschichte ist der Ort nicht unbekannt, wo im Herbst 1795 habsburgische gegen französische Truppen fochten und anderthalb Jahre später Hoche über Werneck siegte. Auch der Historiograph deutscher Reichseinheit wird den Namen Neuwied nicht vergessen. Denn dort hat Richters Schicksal sich entschieden. Die Kreisstadt hatte 1864 den sechsundzwanzigjährigen Regierung-Assessor Eugen Richter aus Düsseldorf zum Bürgermeister gewählt; doch die königlich preussische Staatsregierung versagte der Wahl die Bestätigung. Ihr war der Erklärte allzu radikal. Bismarck (der von der unbeträchtlich scheinenden Sache damals wohl kaum hörte) hats oft beklagt. „Es war eine Dummheit; im Kommunaldienst war der Mann ungefährlich; und ich glaube, er wäre mit seinen rechnerischen Talenten ein vorzüglicher Bürgermeister geworden.“ Sicher; auch für größere und minder friedliche Gemeinden als die Schlummerstätte der Herrnhuter, Baptisten und Altkatholiken. Aber es sollte nicht sein. Der Herr Assessor (einen Assessor von der Regierung denkt man sich in Preußen ganz anders, als Richter je gewesen sein kann: stramm, schneidig, mit Mensurnarben und einer den Offiziersitten nachgeahmten Eleganz) hatte schon ein Disziplinarverfahren hinter sich, wollte sich nicht nach Bromberg, ins ostelbische Exil, schicken lassen, schied aus dem Staatsdienst und wurde Journalist; fünf Jahre danach auch schon Ab-

geordneter. Vier Jahrzehnte lang hat er nur geredet und geschrieben, geschrieben und geredet. Mit einem starken Verwaltungstalent und einem noch stärkeren Willen zur Macht nur noch kritisiert, was die Verwalter, die Mächtigen thaten.

Ist ein Wunder, daß seine Urtheilssprüche nicht sänftiglich klangen? Als Laube (der auch im Aussehen Aehnlichkeit mit Richter hatte) nicht mehr auf dem Brettergerüst herrschen durfte, wurde er der Unbarmherzigste aller „Raunzer“; und hatte die Thätigkeit des Befehlens doch lange genug gekostet, lange genug die Kritik unverständiger Strenge geziehen. Nun denke man sich Einen, der überhaupt nicht dazu kam, sein schöpferisches Vermögen zu erweisen, und doch fühlt, daß er mehr könnte als fast Alle, die er auf hohem Sitze sieht. Denke sich etwa einen Mahler, der nie eine Symphonie aufgeführt, nie ans Dirigentenpult gerufen, sondern gezwungen worden wäre, mit Musikkritik sein Leben zu fristen, mit ihr nur dem leidenschaftlichsten Drang seines Wesens zu genügen. Würde Der mild sein? Waro Bismarck, als er die Artikel für die Kreuzzeitung und die Briefe an Gerlach schrieb und fünfunddreißig Jahre danach dem Herausgeber der Neuen Freien Presse sein Herz enthüllte? So ist dieses Preußen, konnte Richter sich sagen; einem tüchtigen Mann wird das Wirken unmöglich gemacht, nur weil er politisch anders denkt als der Zufallsminister, als irgend ein Junker aus dem dunkelsten Osten; und da staunt man noch, daß so wenig geleistet wird. Natürlich: wenn man die vorhandenen Kräfte nicht nützt! Dazu noch Konfliktstimmung in der Luft. Bismarck ungefähr eingeschätzt wie ein altmäktischer Badeni. Junker, skrupellos, ohne Empfindung für die eigentlichen Aufgaben der Nation, eitel, brutal und mit einem Hang ins Abenteuerliche. Die ganze Intelligenz des Landes gegen ihn; noch später hat Du Bois-Reymond ja bedauert, daß Blinds Kugel ihr Ziel verfehlte. Waldeck und Twisten, Vincke und Birchow, Schulze und Ziegler: solche Männer wußten, was dem Volke frommt. Die würden die Uebermacht des Junkerthums endlich brechen, allen Bürgern Freiheit und Menschenrecht sichern, das Individuum aus dem Zwang des Kryptoabsolutismus erlösen. In ihre Spur trat der Assessor a. D. Eugen Richter.

Hat er Bismarck gehaßt? Wer seine Reden las, namentlich in den achtziger Jahren, mußte es glauben. Mehr noch, wer sie hörte. Da stand der mittelgroße, stämmige Mann (der breite, oben und unten dicht behaarte Kopf mit der zu kleinen Nase erinnerte an den Sokrates-Typus) in einem schlecht sitzenden Rock und einer zu kurzen Hose, hatte seine Ziffern, seiner Citate aus früheren Parlamentsreden am Schnürchen und schnellte Pfeil auf Pfeil von seiner Sehne zum Bundesrathstisch empor. Und fast immer visirte er die Ecke,

wo der schwefelgelbe Kürassier zu sitzen pflegte. Geringschätzung, bitterster Zorn, Hohn: Das pfliff nur so durch die Lüfte; dazwischen mandymal ein Wort kühler, dem Gefühl scheinbar mühsam vom Verstand abgerungener Anerkennung. „Der Herr Reichskanzler hat auf anderen Gebieten ja Außerordentliches geleistet und Vorzügliches geschaffen.“ Für die innere Politik aber ist er unbrauchbar. Da führt er uns ins Verderben. (Zwanzig Jahre vorher hatten Seybel und Bixchow das Selbe von Bismarcks auswärtiger Politik gesagt.) Und muß deshalb beseitigt werden. Anfangs hatte die Rede nicht so hart geklungen. Im Oktober 1871 fragte Richter, wie lange man die Reserven noch bei der Fahne behalten wolle und ob der Zwang zu einem vierten Dienstjahre bei den immobilen Kavallerie-Regimentern gerechtfertigt sei. Die Interpellation war Bismarck „nicht ganz erwünscht; denn es ist nicht nützlich, den fremden Ländern, den Gegnern gegenüber die eigenen Lasten, die die Kriegführung und die Pfandnahme auferlegt, zu unterstreichen“. Aber er antwortete sehr artig (ich glaube, es war die erste persönliche Berührung der Beiden) und war bald darauf sogar „sehr dankbar“ für eine von Richter ausgehende Anregung, die er „sachlich ganz begründet“ fand. Doch schon 1872 kam (in einer Steuerdebatte) zum Zusammenstoß. Der Kanzler mußte den Vorwurf politischer Heuchelei hören und der Abgeordnete, der sich der frivolen Umschmeichelung des Wählers beschuldigt glaubte, wehrte sich ziemlich heftig gegen diese Anklage. Bismarck antwortete: „Ich kenne die Wahlreden des Herrn Abgeordneten Richter nicht und kann ihn deshalb auch nicht persönlich als Ziel vor Augen gehabt haben. Ich kann ihn versichern: mein Ziel war viel breiter“. Richters wurde von Jahr zu Jahr schmaler; und er vergaß oft, was er damals als Anstandsregel postuliert hatte: „Es widerspricht der parlamentarischen Sitte, seinem Gegner schlechte Motive unterzulegen“. Das tat er selbst dann allzu gern. „Der Herr Reichskanzler“ wurde ihm zum bösen Vater alles Bösen. „Meine Person reizt Sie, meine Art, zu sprechen, reizt Sie, ich bleibe Ihnen zu lange an dieser Stelle. Das begreife ich ja; Andere wollen ja auch einmal heran; aber lassen Sie mich doch Ihre Verstimmung nicht entgelten; denn ich habe Ihnen ja ausdrücklich gesagt: es ist nicht mit meinem Willen, daß ich bleibe. Ich würde Ihnen sehr gern Platz machen; ich würde mich außerordentlich freuen, Sie operiren zu sehen. . . Ich wirke gewissermaßen wie das rothe Tuch (ich will den Vergleich nicht fortsetzen), wie der Aufhänger der Krähenhütte: sowie ich komme, ist Etwas los. Im Interesse des Geschäftsganges muß ich mich damit vertraut machen, daß ich überhaupt hier wegbleibe.“ So sprach Bismarck schon 1882. Und ging dann ja wirklich weg, wenn Richter das Wort

nahm. Es „fiel ihm auf die Nerven“; er ertrug nicht, so abgehärtet er gegen Wind und Wetter öffentlichen Urtheils war, seine Lebensleistung so zerschnitten zu sehen und als armer Sünder der Exekution beizuwohnen. Er las Richters Reden, um sich „die Grenzen klar zu machen, bis wohin ein Abgeordneter sprachlich gehen kann und die er nicht überschreiten sollte.“ Der Oesterreicher und Ungar up to date würde diese Grenze ungemein eng gezogen finden. Bismarck wurde nicht Lügner, nicht Mörder genannt. Aber dem bescheidenen Anspruch alter Parlamentszeit genügte die Makelhäufung. Der Großgrundbesitzer, Branntweinbrenner, Repotenzzüchter, Diktator, Hausmeier stand am Pranger. Toujours lui. „Ich weiß wirklich gar nicht, wovon Sie reden werden, wenn ich plötzlich in eine Versenkung verschwinde. Dann bietet die Diskussion kein Objekt; der Kugelfang fällt dann fort und die Herren werden genöthigt sein, auf einander Feuer zu geben.“ Er blieb ganz ruhig, wenn Windthorst ihn mit leisen, kurzen, spitzigen Säpfchen rißte, wenn Bebel's Trompetenton ihn als den schändlichsten Volksfeind vor die Schranke des Weltgerichtes lud oder Liebknecht, der gläubige Phantast, den unfähigen Diplomaten barsch räffelte. Nur Richter trieb ihn aus dem Saal. Warum er nur?

Erstens: Fortschrittspartei. Die hatte ihm vom ersten Ministertag an das Leben sauer gemacht. Die hatte kein Verständniß für Nachfragen, für die Realien nationaler und (besonders) internationaler Politik, hatte das Heer, das sie, trotzdem es doch Preußens Größe geschaffen und Deutschlands Einheit aus dem Nitraileusenfeuer geholt hatte, noch immer behandelte wie in den Tagen, wo zwei trunkene Offiziere, Sobbe und Puffli, über einen Hausdiener hergefallen waren. Was Bismarck that, war von dieser Partei immer falsch genannt worden; und immer hatte der Ausgang ihm Recht gegeben; dabei rühmte sie sich, den deutschen Gedanken wider den Wunsch der Dynastien und Staatsmänner lebendig erhalten zu haben. („Ja, lebendig erhalten wie im Käfig, wie man einen Vogel, einen Spatz oder Papagei, im Käfig hält. Man hat darüber gesungen, Schützen- und Turnfeste gehalten: so war der Gedanke lebendig. Ich aber habe meine ganze Lebensexistenz und, nach der Behauptung der damaligen fortschrittlichen Blätter, vielleicht meinen Kopf — es gingen die Reden von Strafford und Polignac — eingesetzt, um die Möglichkeit zu haben, die Zustimmung des Königs von Preußen zu einer nationalen deutschen Politik zu gewinnen.“ Das sind Sätze aus der Rede, in der er vor dem Schicksal der „Herbstzeitlosen“ warnte, die „nie Etwas zu rechter Zeit gethan haben.“) Die hielt er für ein Gemisch aus Doktrinären und Strebern. Sind wir nicht ungerecht, wenn wir ihn ungerecht nennen? Was nicht

menſchlich, daß er ſo ſchnell nicht vergaß? Zweitens: Nach ſeiner Ueberzeugung hielten dieſe Leute, die ihm jetzt ja nur durch ihre Herrſchaft über die Preſſe gefährlich waren, ſich für den Kronprinzen in Reſerve, dem man nachſagte, er wolle „liberal regiren“. Hinc illae lacrimae. Sie konnten den Tag nicht abwarten, der ihnen erlauben würde, aus der großen Schüſſel zu eſſen. Deshalb die Fluth perſönlicher Verdächtigung und die Drohung mit dem Merowingerſchatten. Vielleicht, wenn der Kanzler wegzuzüchern oder dem alten Herrn zu verleiden war, wurde der König der Regentenlaſt müde und gab lebend noch ſeinem Sohne den Speer. Mit dieſer Möglichkeit hat Biſmarck ernſthaft gerechnet und gefürchtet, das junge Reich werde ein ſolches Experiment nicht unbeſchädigt überſtehen. Und drittens wurde Richter wirklich manchmal fürchtbar grob; ſeine Rede hatte einen Accent tiefen perſönlichen Groſſes, wie ſelbſt Bebel's schön timbrirtes Wuthgeheul nicht.

Da ich Biſmarck erſt kennen lernte, als er aus dem Dienſt geſchickt war, mußte ich Andere fragen, ob er, wie drauſen ſtets behauptet wurde, im Amtsverkehr gar ſo grob geweſen ſei. Alle ſagten, Herbert, Bucher, Schloeyer, Schweninger: Nein; all dieſe Geſchichten ſind einfach erfunden. Bill Biſmarck, der den Vater menſchlich ſah, nicht auf Götterhöhe, machte ſein klügſtes Geſicht, zog länger als ſonſt an der dicken Havanna und ſagte dann: „Ne; grob war er wohl nie; aber ſo ſchauerhaft höflich, daß man 'ne Gänſehaut bekam. Er verſtand die Sachen ſo gut und roch die Fehler von Weitem; darum wars eine eklige Sache, mit ihm zu arbeiten.“ Sehr glaublich. Große, auch nur ungewöhnlich tüchtige Männer ſind für die ihnen Untergebenen faſt immer ein Kreuz. Sie fordern die höchſte Leiſtung und werden ungeduldig, wenn der Diener an flinker Gewandtheit ihnen nicht gleicht. Im Parlament war Biſmarck nie grob; konnte aber ärger verletzen als der Brutalſte. Wenn die hohe, höfliche Stimme, die nicht anders klang als beim Forſter oder Roët am Eßtisch, den Gegner ganz ſanft, ganz freundlich ſezirte, ſeinen Argumenten und Motiven das Fleiſch vom Gerippe ſchälte, wurde dem unbetheiligten Hörer ſelbſt heiß und kalt. Dieſe Ruhe war ſchlimmer als der leidenschaftlichſte Ausbruch. Er hat auch dem graufamen Richter mit Zins und Zinſezins heimgezahlt. Der bekam immer zu hören, er ſei nur Redner und Journaliſt, habe als Zeitungſchreiber und Zeitungherausgeber ein Intereſſe an langen Parlamentsſeſſionen, fragte nicht nach der Sache, ſondern nach der Perſon; und wie wißig wurde er, als er das Wahlbündniß mit dem Centrum geſchloſſen hatte, als Lehnsmann und Höriger Windthorſt's verhöhnt! Ich will nur ein Beiſpiel anführen. Als Biſmarck 1886 mit der Kurie über den



Diözesanfrieden verhandelt hatte, tadelte Richter in einer formal vorzüglichen Rede diesen langwierigen diplomatischen Feldzug; um nicht mit Windthorst paktiren zu müssen, habe der Kanzler den Papst mit Schmeicheleien überhäuft, aber, da der im Vatikan Gefangene sich in steter Fühlung mit dem Centrumsführer hielt, schließlich doch nur den Bescheid Windthorsts erhalten. Ein paar Sätze aus der Entgegnung: „Der Herr Vorredner sieht natürlich mit einer gewissen Sorge und Kummer — ich erinnere an das Bild, wie der Lohgerber die Felle fortschwimmen sieht — auf diese Vorlage und deren Annahme; ihm geht der *fundus instructus* der parlamentarischen Taktik verloren, wenn, wie ich hoffe, der Friede zu Stande kommt. Er hat dabei aus der Frage das Gift tropfenweise herauszudrücken versucht, das sich in der gegenwärtigen Situation noch finden läßt. Das ist ja natürlich nicht weiter verwunderlich; und ich möchte nur, daß Diplomaten von Sach und wirklich praktische Politiker Zeit hätten, die Rede des Herrn Abgeordneten zu lesen; ich möchte meine Herren Kollegen im Ausland bitten, sie sich übersehen zu lassen, damit sie sehen, mit was für Leuten, mit was für Ansichten, mit was für Welterfahrungen ich hier zu rechten und zu kämpfen habe. Der Herr Abgeordnete kritisiert mein diplomatisches Verhalten in einer Weise . . . Ich möchte sagen: als wenn ein Landpastor mit seinen ländlichen Nachbarn eine diplomatische Note zerpflückt. Er zählt auf, was ich für schreckliche, unglaubliche Dinge gethan habe; und was ist es schließlich? Die einfachste, natürlichste höfliche Diplomatie habe ich getrieben. Darüber hat der Herr Abgeordnete beinahe eine halbe Stunde, zu meiner Heiterkeit und zur Heiterkeit jedes Diplomaten, der Das lesen wird, gesprochen und damit dokumentirt, daß Dasjenige, was im politischen Leben tägliches Brot ist, ihm als etwas ganz unglaublich Schreckliches erscheint, was er offen darlegen müsse, um die Schlechtigkeit der von ihm bekämpften Regierung an den Pranger zu stellen. Ich bin dem Herrn Abgeordneten recht dankbar, daß er so seine Candidate-Unbekanntschaft mit der Art, wie politische Geschäfte überhaupt sich entwickeln, einmal öffentlich an den Tag gelegt hat. Es kann ihm unmöglich in seinem Ansehen im Lande förderlich sein, wenn man sieht, wie kindlich er die Verhältnisse auffaßt. Er hat angenommen, ich hätte einmal behauptet, er habe mich seiner Zeit versführt (zum Kulturkampf). Nun, meine Herren, die Versführung ist mir immer in einer anderen äußeren Erscheinung vorgekommen. Es ist nicht nöthig, ein Heiliger Antonius zu sein, um da zu widerstehen . . . Der Herr Abgeordnete wundert sich darüber, daß ich mit einem fremden Souverain, mit dem wir in Freundschaft leben wollen, in höflichen Ausdrücken spreche. Das überrascht

mich. Er ist ja selbst in der selben Lage dem Herrn Abgeordneten Windthorst gegenüber. Dem schmeichelt er. Er hat hier seine Lehnspflicht zu leisten dem Soverain, von dem er als Abgeordneter abhängt und der ihn in die Versenkung verschwinden lassen kann.“ Ruhte solcher Hohn nicht bis aufs Blut kränken? Dem Abgeordneten war politisches Verständniß und politische Ueberzeugung abgesprochen. Richter antwortete, er weise die Insinuation mit der Mißachtung zurück, die ihr gebühre. Und Bismarck duplizirte: „Was die Mißachtung betrifft, in der ich bei dem Herrn Abgeordneten stehen soll — ich kann mir Das kaum denken —, so will ich meine korrespondirenden Gefühle lieber verschweigen. Meine Erziehung und meine parlamentarischen Gewohnheiten erlauben mir nicht, ihnen den vollen Ausdruck zu geben. Der Herr Abgeordnete Richter ist ja sehr oft mit mir verschiedener Meinung; aber er hat eine so liebenswürdige, gewinnende Art, sich auszudrücken, daß ich im tiefsten Herzen immer ein gewisses Wohlwollen für ihn hegegt habe.“ Die Beiden waren auf einander eingeschossen.

\*

„Ich kann mir Das kaum denken.“ Warum? Bismarck war nicht so eitel, zu glauben, ihn könne Keiner mißachten. Er hatte ein feines Ohr; hörte er, daß aus der Stachelrede ein ganz anderes Gefühl sprach als das frostiger Verachtung? Schamhaft erst vorborgene, dann rauh verschmähte Liebe möchte ichs nennen. Ja: ich glaube, daß Richter den Riesen geliebt hat; wie ein unlyrisches Herz zu lieben vermag. Mit Dem arbeiten! Dessen Willen, sei auch nur auf engem Gebiet, lenken! Zeigen durfte ers nicht; denn was der Mann that, konnte dem Schüler von Achtundvierzig nicht gefallen. Und dann mußte ihn wurmen, daß er bei dem Gewaltigen nicht die geringste Anerkennung fand. Hätte der Kanzler einmal gesagt, er sei auch im hitzigsten Kampf stolz auf solchen Gegner, einmal nur, vielleicht wäre es Richters glücklichste Stunde gewesen. Doch immer nur: Redekünstler, Artikelschreiber, Mandathascher. Das vergiftet die Liebe; kann sie aber nicht restlos tilgen. Ein Verschmähter kommt leicht zu dem Versuch, sich die Liebste selbst zu verketten. Schielt sie nicht ein Bißchen? Leider ist (beim Lächeln sieht mans) ein Zahn plombirt. Die Hand zu fleischig. Und diese gekünstelte Schlantheit! Sicher ein Schulfall von Schnürleber. Dabei kokett wie ein Pfau. So hat's Richter gemacht. Nicht eher geruht, als bis er ein Scheusal sah. Einen anmaßenden Tyrannen, der nur Schmeichler um sich duldete, keine starke Persönlichkeit aufkommen ließ und durch herrischen Eigensinn, durch die Unfähigkeit, das Bedürfnis neuer Zeit zu erkennen, Alles verdarb. (Genau die selben Fehler sind ihm selbst

(später von rebellirenden Parteigenossen zugeschrieben worden.) Nun war er zufrieden. Brauchte mit dem Scheusal nicht länger Umstände zu machen. Konnte sich einreden, das ganze Volk sehe den Abscheulichen so, der sich nur durch höllische Künste, durch niederträchtige Fälschung der Oeffentlichen Meinung halte. Zehn Jahre nach dem Franzosenkrieg sagte er, Bismarck habe „im Volk sein Prestige verloren“. (Antwort: „Wenn er Recht hätte, möchte ich sagen: Gott sei Dank! Denn Prestige ist etwas furchtbar Lästiges, Etwas, an dem man schwer zu tragen hat und das man leicht satt wird.“) Nicht Hay konnte einen so Klugen so völlig blenden. Nur der wüthende Schmerz verschmähter Liebe findet so schrille Töne, stürzt sich mit solcher Wonne auf den einst im Herzensschrein Gehegten, reißt sich, um sie ihm ins Anlliz zu schleudern, die blutigen Lappen von den Wunden und zerfeßt ihm mit Nägeln und Zähnen den Leib. Möglich, daß dieses Gefühl nie über die Bewußtseinschwelle froh; Richters Reden gab es den besonderen Accent, den keines Anderen hatten.

Die Wasser waren zu tief. Preußens Gesandter beim Bundestag hat 1857 an Gerlach geschrieben: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist.“ Genau so fand ich ihn noch, als ein Menschenalter vergangen war. Ohne sentimentalen Hang zum Heroenkultus. Immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen als die guten Eigenschaften. „Wilhelm der Große“: diese von Erbenpietät dem offiziellen Deutschland aufgezwungene Bezeichnung ließ er nicht gelten. Wilhelm der Treue, der Ritterliche, der Bescheidene: Das mochte passiren. Wenn er von Molke sprach, erwähnte er stets „einengewissen humorlosen Blutdurst, den die wortkarge Trockenheit des Mannes verberg“. Als ich einmal, wie mir schien, sehr hart über Harry Arnim geurtheilt hatte, sagte er: „Es würde mich interessieren, zu wissen, wie Sie zu dieser günstigen Auffassung von Arnim gekommen sind. Das war ein . . .“ Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter fragte, wurden sicher zuerst die Grenzen der Fähigkeit und des Willens gezogen; das Lob der Vorzüge tröpfelte dann nach. Was denn langer Rede werth, daß Einer irgendwas konnte? Das durfte man doch verlangen. Und interessant eigentlich nur, zu zeigen, wo es gehapert hatte. Ueber seinen ältesten Sohn, den er doch zärtlich liebte, sprach er mir einmal zwei Stunden lang so, daß ich seitdem der Legende, die ihn für einen blind verirrten Papa ausgab, nicht mehr zu glauben vermochte. Wer in dem Politiker den Künstler erkannt hat, wird von diesem Wesenszug nicht überrascht sein. So sind die Russen. War Goethe gerecht gegen Wieland und Kleist? Heine gegen Platen?

Sainte-Beuve gegen Balzac und Flaubert? Wagner gegen Mendelssohn und Meyerbeer? Zola gegen Hugo? Lenbach gegen Bücklin, Menzel und Liebermann? Auch Bismarck war's nicht. Und: „er verstand die Sache zu gut und roch die Fehler von Weitem.“ Für unantastbar und erschöpfend durfte man nicht halten, was er über Delbrück und Falk, Eulenburg und Puttkamer sagte; werthvoll war's zunächst nur als Aeußerung dieser besonderen Persönlichkeit. Und gar die Abgeordneten! Die imponirten ihm wirklich nicht; auch wenn sie noch so gut redeten. Das war ja ihr Geschäft. Weiter hatten sie auf Gottes Welt doch nichts zu thun. Während er, müde von der eigentlichen Arbeit, der schöpferischen, ins Parlament kam und nun, wie der Türkenkopf in der Schießbude, vor all den Büchsen ausharren mußte. Das sagte er ihnen auch ganz offen; wie außerordentlich gering er ihr ganzes Getriebe schätze. Bemühte sich niemals schmeichelnd um ihre Gunst. Welches Heer von Plagen hätte er sich erspart, wenn ihm, mit seiner Charmeurkunde, der Gedanke gekommen wäre, Abgeordnete und Journalisten, nach der heutigen Reichsmode, mit Komplimenten zu füttern! Daran dachte er nicht. Das lag nicht auf seinem Weg. Auch meinte er, der dem ökonomischen Determinismus innerlich viel näher war als die Pathetiker der marxischen Kirche, hinter jedem Glaubensbekenntniß laure ein wirthschaftliches oder soziales Bedürfniß, die Regung eines gefunden Egoismus oder Klaffengefühles, gegen die mit Redekünsten doch nichts auszurichten wäre. Traute den Menschen überhaupt immer viel unheimlichere, weiter reichende Pläne zu, als sie in Wirklichkeit hatten. Die in der Volkswahl Geweihten sind meist ja schon froh, wenn sie mit dem Ministerpräsidenten gut stehen, wenn er sie in seinen Reden als gewichtige Faktoren im Staatsleben nennt und ihnen unter vier Augen sagt, wie ungeheuer viel, trotz aller Gegnerschaft, er gerade auf ihr Urtheil gebe. *Exempla docent.* Das konnte Bismarck sich nicht vorstellen; und staunte darum, daß seinen Nachfolgern, den Herren des *nouveau jeu*, in Preußen und im Reich Alles so leicht wurde wie ihm niemals in langem Erleben. Welchen Zweck hätte es denn, etwa Richter freundlich zu stimmen? Der will den Parlamentarismus nach englischem Muster, später vielleicht Republik, Freihandel, Miliz, schwache Regierung, Oligarchie der von Handel und Gewerbe bereicherten Schicht. Lauter Dinge, die mir mit den nationalen und internationalen Zielen des Deutschen Reiches unvereinbar scheinen. Der ist für meine Politik nicht zu haben. Ob er mich haßt oder liebt, ist mir, da mir Applausjucht fehlt, gleichgiltig. Er will Minister werden oder (noch schlimmer, viel schlimmer) nur seine Doctrin gekrönt sehen. Welche Tonart er für seine Negation wählt, ist schließlich von geringer Bedeutung. Wenn ich schlecht geschlafen habe oder, ohne einen stärkenden

Tropfen im Leib, vom ersten Frühstück geholt worden bin, ärgerts mich; aber nicht allzu lange. Und im Uebrigen: à corsaire corsaire et demi!

Die Wasser waren zu tief. Richter wollte nicht einsehen, daß dieser Minister nicht zu beurtheilen sei wie einer vom Dugendmaß; daß der seltene Mann seltenes Vertrauen fordern dürfe, fordern müsse. Auch nicht, daß mit Diesem, mochte er noch so arge Fehler haben, nun einmal zu rechnen war. Schien immer zu glauben, daß er ihn stürzen könne. Und war sein Leben lang vom Fuß bis zum Scheitel so sehr Doktrinär bester Schule, daß er wirklich das Wesen politischer Geschäfte nicht verstand und im Ton tiefster Verachtung über schmäbliche Kompromisse spottete, wenn eine Partei, um ihren Einfluß zu mehren, auf irgend einem Felde dem Mächtigen ein Stückchen nähergerückt war. Alles oder nichts; wie Sören Kierkegaard. Für den Bereich der Politik, die Bismarck die Kunst des Möglichen nannte, taugt diese Lösung aber nicht. Wer da nicht mitbietet, bleibt im Winkel; und hat bald nichts mehr zu bieten. Der Vater, dessen Wunsch den kleinen Eugen in Talar und Bößchen eines Pastors träumte, hätte für solche Berufswahl triftigen Grund anzuführen vermocht. Richter hat die Politik, die nur jenseits von Gut und Böse gedeihen kann, stets zu moralisch genommen. Wer sich mit der Regierung einließ, dünkte ihn mindestens mit einer levis macula behaftet. Und wer Richters Reden las, mußte manchmal glauben, die höchste Bönne eines Ministers sei, neue Steuern zu erfinden. Vor so seltsamem Bahn bewahrt den Klügsten die Klugheit nicht, wenn er sein Leben hinter den Wällen einer Parteianschauung verbringt, die sich nie in der Praxis des Regirens bewähren, erproben durfte.

„Richter war wohl der beste Redner, den wir hatten. Sehr unterrichtet und fleißig; von ungefälligen Manieren, aber ein Mann von Charakter. Er dreht sich auch jetzt nicht nach dem Wind und orientirt seine Politik nicht, wie Rickert und Konsorten, nach der Hoffnung, den Kaiser am Ende doch noch mal als Hospitanten seiner Fraktion zu sehen.“ Diese Worte hörte ich aus dem Munde des im Sachsenwald Einsamen. Jetzt sah er die Vorzüge und sprach nur von ihnen, weil er die Mängel ja oft genug kritisiert hatte. Auch gefiel ihm Richters schroffe Wendung gegen den demokratischen Sozialismus. „Auf dieser Basis wäre eine Verständigung möglich gewesen. Aber so lange ich da war, kühlte er sein Mütchen ja nur an mir und hätte, glaube ich, mit Liebsknecht gegen mich bande à part gemacht, wenn er sicher gewesen wäre, mir mit antisozialistischer Politik Freude zu bereiten.“

\*

Erst wenn Bismarck fort ist, hatte Mancher gedacht, kommt Richters große Zeit. Sie kam nicht. Viel Verdruß, Aerger im eigenen Lager kam; und

die Macht schmolz allmählich dahin. Langsam aber entgiftete sich nun die alte Liebe. Zuerst, als er noch glauben konnte, der Verwehnte werde sich wieder in die Sonne dücken, verfuhr er nicht säuberlich mit ihm; was in den ersten Jahren nach 1890 über Bismarck in der Freisinnigen Zeitung stand, hätte Eugenius später wohl selbst nicht mehr gern gelesen. Dann merkte er den Irrthum. Dieser Junker war doch nicht so machtgierrig, wie Richter immer geglaubt (nach meiner Diagnose: sich zu glauben gezwungen) hatte. Der beugte sich nicht, um einen Gunstbeweis aufzuheben; senkte vor dem Höchsten nicht in Höflingsdemuth den Blick. Vermißt haben die alten Feinde ihn ja alle. Bamberger, der, in seiner schwächsten Stunde, den Redner vom jenenser Marktplatz einem „abgetakelten Komoedianten“ verglichen hatte, sagte mir einmal, das Parlamentiren mache ihm keine Freude mehr; „denn schön wars doch nur, mit dem großen Manne Lanzen zu brechen.“ Für Richter war es mehr gewesen. Beinahe Lebensinhalt. Ungefähr wie Wagner für Nießsche; Beglückter und Schreckbild. Nur: der Politiker hatte dem Glück, Diesen miterlebt zu haben, nie Ausdruck gegeben; es sich selbst nicht erlaubt. Jetzt that er's. Oft (und öfter von Jahr zu Jahr) nannte er den ersten Kanzler nun rühmend; stellte ihn den Epigonen als Muster hin. Und immer freier, heller, größer wurde bei solcher Erwähnung der Ton. Schwerhörige lachten. „Jetzt lobt er ihn; nur um die neuen Männer zu ärgern.“ Seine Ohren verstanden ihn besser. Wars ein Fehler, daß er sich nicht entschloß, gegen Gewährung der zweijährigen Dienstzeit sein Trüppchen ins gouvernementale Lager zu führen? Er hätte es nicht vermocht. Wer, Leib an Leib, ein Leben lang Bismarck befehdet hat, ergiebt sich nicht einem Caprivi. Nein. Mag die Partei in Trümmer gehen: Zu ihnen, lieber Feind Theodor, folg' ich Dir nicht! . . . Und dann kam die große Rede, die Herr von Boetticher das Staatssekretariat kostete (daß sie den Sturz des Gedankenwechslers nur beschleunigt, nicht bewirkt hat, weiß ich). Das Beste, was über die offizielle Politik nachbismarckischer Zeit in einem Parlament gesagt worden ist. Schneeblau saßen die Excellenzen; mit ängstlich gespannter Miene. Wen würde der nächste Streich treffen? Alle Register klangen. Zorn, Hohn, Verachtung, Pathos, Humor, gellender Witz. Und wie Orgelgedröhn drangs immer wieder durch: „Bismarck war aus anderem Stoff als Ihr Armsälige, deren Leben und Lebensspur ein Windhauch von oben für ewig verwischen kann. Der, Ihr wißt's, war nicht nach meinem Sinn; doch ein Mann; und Ehre, mit ihm zu fechten. Ihr und Der! . . .“ Mir war damals, als hörte ich durch den Sturm noch eine andere Weise; hörte die werbende Stimme eines Alten, der einem Aelteren zurief, in den fernen Wald: „Sieh her; Den gerade, der Dir der Widrigste ist, schlachte

ich Dir; und wenn ich Dir oft Unrecht that: ist's nun nicht geföhnt? Just diesen Ginen haben Alle geschont, um Dir nicht Freude zu schaffen. Meine Hand fällt ihn heute; laß zwischen uns Friede nun sein!" Diesen Eindruck suchte ich anzudeuten, als Bismarck mich mit leuchtendem Blick gefragt hatte: „Was haben Sie zu Nichter gesagt?" Er schmunzelte, schüttelte den Kopf und meinte: „Ja, um Nichter wars eigentlich immer schade!"

Schade? Gewiß: daß er nicht dazu kam, gestaltend, verwaltend seine Kraft erproben zu können. Sonst aber: sein Leben war nicht arm. Der letzte starke Vertreter des politischen Individualismus hat sich selbst auch den Luxus gestattet, seine Individualität zu schrankenloser Geltung zu bringen. Er hieb, stach und schoß auf Seden, der ihm nicht gefiel; auch auf die Nächsten (und viel zu oft leider auf Hasen, die ihm vor die Klinte kamen). Er stampfte auf selbst gefundenem Weg vorwärts, ohne zu fragen, ob er am Ziel die Mühe belohnt sehen würde. Er hielt sich im Schatten und kam deshalb gar nicht erst in die Gefahr, von der Sonne sich den Mantel abschmeißeln zu lassen. Draußen wußte (und weiß) man nicht viel von ihm. Nur, daß er in seiner Wohnung eine riesige Registratur und viele kleine Vögelchen habe; und daß er, lange der Prototyp des Hagestolzen, auf seine alten Tage die greisende Witwe eines Freundes zur Ehegefährtin nahm. Zu sehen war er kaum; nicht an Dinertafeln noch bei der Fütterung in Ministerhäusern. Keiner von uns hat ihn je im Frack erblickt. Und trotz Alledem (nein: und eben darum) war er populär. Wars auch in den Tagen der wildesten Sträube mit dem Recken; selbst bei dessen Getreusten immer ein Bißchen. Am Meisten nach seiner Abrechnung mit der neusten Vera. Und daß er, in einem Hagelwetter von Schimpf und Spott, gegen den Versuch einer Obstruktion auftrat und den Zolltarif, den er Schritt vor Schritt zäh bekämpft hatte, nun ermöglichte, hat ihm Keiner von denen vergessen, die das Lebensgesetz alles Parlamentarismus gefährdet finden, wenn ein Häuflein Rabiater nach Willkür und Laune der Mehrheit den Willenskanal verstopfen darf. Wie unverständlich haben die Sozialdemokraten ihn damals geschimpft! Und er handelte doch, wie er mußte; blieb sich selbst getreu, wie er's in der Maienzeit des Caprivismus geblieben war. Ginen Schwächeren hätte der mögliche Konjunkturgewinn verlockt. Großes stand auf dem Spiel. Als Kanzler ein General, der sich von dem Abgeordneten Alexander Meyer nationalökonomisch berathen läßt, der, um sich oben zu halten, alle anti-bismarckischen Bestrebungen, offen oder heimlich, unterstützen muß und durch die Macht der Umstände genöthigt ist, vom Weg preußischer Grundadelspolitik abzubiegen. Ein Kaiser, der geneigt scheint, das Caesarenexperiment Louis Napoleons zu wiederholen, im Massenwillen seine Stütze zu suchen, und der

für Richters Belletristenkampf gegen die „vaterlandlosen Gefellen“ des Lobes voll ist. Schon regte sich in der Brust der „Toten Männer“ (so nannten sie selbst sich, seit in Friedrich ihre Hoffnung gestorben war) neues Frühlingsahnen. Endlich konnte dem Liberalismus die ersehnte Stunde schlagen, endlich der Morgen dämmern, der ihn zur Wächthöhe rief. Nur Richters vierschrötiger Leib schien damals die Straße zu sperren. Ich hörte, wie die im selben Parteiverband neben ihm Sitzenden den Unbequemen schmälten, jeder Schlappe sich freuten, die er, sei es auch unter Riquels Streichen, erlitt, ihn blind, brutal, das wandelnde Unglück des deutschen Liberalismus nannten. Ich sah ihn, als er aus der Sitzung kam, in der das Band sich gelöst, das Fähnlein der Parthischen sich von der Fortschrittstruppe wieder geschieden hatte. Unsicher ging er, taumelte, wischte oft den Schweiß von der breiten Stirn und sprach vor sich hin. Am Ziel war's, als zögere er; stand, küftete den Schädel und saun. Dann preßten die Lippen sich auf einander; ein harter Entschluß furchte die Wangen: jetzt wußte er, was er über die Spaltung der Fraktion schreiben müsse. Je maintiendrai. Unter diesem Kaiser war, trotz Leo und Alexander, seinem Ideal die Zeit nicht reif. Das Wähnen der Zeitgemäheren, die damals, als Bambergers Gemeinde, selbst die sanfteste Form des Kathederjohzialismus verpönten und bald danach, als Herbergsväter des Herrn Naumann, dicht an die rothen Genossen heranrückten, das Wähnen, eine Bourgeoispartei könne in absehbarer Zeit „die Arbeiter zurückgewinnen“, hat ihn nie geblendet. Dieser derbe deutsche Kerl wollte lieber einsam sein als in einer Gesellschaft, die ihm nicht behagte. Das trug ihm Haß ein; schuf ihm aber auch Bewunderung, dem Rauhen sogar zärtliche Liebe. Vor seiner Bahre entblöhten die Feinde das Haupt; und die männlichen Worte, die Herr von Hennebrand und der Lasa ihm aus dem Landtagshaus nachrief, waren der anständigste Lohn, den die Arbeit eines niemals von Sonnengunst bestrahlten Manneslebens zuerringen vermag.

„Eris schüttelt ihre Schlangen, alle Götter fliehn davon und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion.“ Wer ungeblendeten Auges die Vorgänge der letzten Zeit geschaut hat, wird begreifen, daß manchem Deutschen im schon recht alt aussehenden Reich jetzt zu Muth ist wie der Cassandra unseres Dichters. Rebel im Thal, Rebel auch um die höchsten Kuppen. Muß Eugen Richter da nicht doppelt vermisht werden, auch vom Gegner? Er hatte noch den alten Stil; wollte das Wesen, nicht eitel Schein. In seinem Kleid hing noch der Duft großer Zeit. Und wenn er mit finsternem Bärbeißergesicht im Saal des Reichstagspalastes sich durch die Reihen schob, zeigte ihn oben, wo die Quiriten dem oft so leeren Gerede der Tribunen lauschen, der Vater dem Sohn. „Das ist der Letzte vom alten Schlag. Der hat noch mit Achilleus gerungen.“



**Hôtel Nürnberger Hof** Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

**Wein - Restaurant**Déjeuner à M. 2.—, Dinners, Soupers  
von M. 3.— an, sowie à la carte**Beste Küche bei mässigen Preisen.****Bier - Restaurant**Ausschank der Freih. v. Tucher'schen  
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel**Fritz Otto.**

Dr. med. A. Smith'sche

**Ambulatorien für Herz- und Nervenkrankte**

Berlin W. 66

Potsdamerstr. 52.

Köln 21

Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim

Briefadr. Postl. 27.

Ambul. Nauheim geöffnet April — Okt im Hause von Dr. Holmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

**Berliner Bock - Brauerei**

Act.-Gesellschaft. Tempelhoferberg u. Chausseestr. 58.

**68. Ur-Bockbier - Saison 1906**

Einzig! Täglich grosser Bock-Jubel! Original!

Original-Bockbier in Flaschen und Gebinden

20 Flaschen für 3 Mark an Private.

Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt.

Kür echt in Korkflaschen mit 2 eingblasenen Böcken

Telephon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2633, 2633.

**Tarragona Portwein Ia**in Korbt. (4½ Fl. Inh.) zu Mk. 5.70. Zusendung frei u. auf m. Gehr. Spezialität von  
Cpt. C. Anz. Stiller, Ratz-burg (Lauenbg.)**R.M. Lange.**Melden Sie sich vertrauensvoll bei  
C. Düsseldorf. Evtl. indirekt.

Kupferberg Gold zeichnet sich durch gediegene Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und gilt deshalb unter Kennern ohne weiteres als der beste deutsche Sect.

Dr. med. Hofmann's  
Kuranstalt für

**BAD NAUHEIM** b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 p, *gegründ. von Prof. Dr. med. Hofmann.*  
Ambulante Behandlung — Sanatorium. (Gesamt. Arzt: Dr. med. A. Smith,  
früher Schloss Marbach a. Bodensee. Best. er: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.

# Herzkrankte

## Weg mit dem plumpen Korkstiefel!



**Wichtig für alle Hüft-, Bein- und Fussleidende!**

Ihre Verkürzung *unverkürzbar!* Verlangen Sie gratis illustrierte

Broschüre **F. 58** unter Beschreibung Ihres Leidens.

Frankfurt a. M. **Acker & Gerlach** Wien 1

Weser-Strasse 31. Continental Extension Mfg. Kärntner-Strasse 28.



## Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort  
nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungs-  
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.  
zur Behandlung von **Frauenkrankheiten**.  
2 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. **Otto Wagner**.

**Zu Winter- und Frühjahrskuren ganz besonders geeignet.**

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

## Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimsch a. Bober  
Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlessien  
(früher Rittergut Nienendorf a. Sch.) Ge-  
gründet 1885. Prospekt frei.

Sanitätsrat **Dr. Lerche**,  
**Alfred Smith**, Rittergutsbesitzer.

## Sanatorium Dr. Passow

Meiningen i. Thüringen  
für Nervenkrankte u. Entziehungskuren.  
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-  
stalt mit familiärem Charakter. Besitzer:  
Nervenarzt **Dr. med. A. Passow**. Langj. Assist.

## Schockethal

bei Cassel.  
Hervorragende Kuranstalt für natürliche  
Heilweise. Gr. Erfolg. **Winterkuren**. Prosp.  
Tel. 151 Amt Cassel. **Dr. Sebaunhöffel**.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

# Apostata

von

**Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2,—.

**Inhalt vom I. Band:** Phrasien. Die  
Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.  
Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-  
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden  
Leo. Der heilige Rock. Das goldene  
Horn. Der korsische Parvenu. Der  
heilige O'Shea. Nicäs und Erfurt.  
Mahadä. Die ungehaltene Rede. Eine  
Mark fünfzig. Trüffelpurée. Verein  
Golzweig. Sommerfeld's Rächer. Supra  
lex. Wie schätze ich mich ein?

**Inhalt vom II. Band:** Bei Bismarck  
a. D. Lessings Doublette. Maupassant.  
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.  
Die romantische Schule. Menuet. She-  
Ma-Thasian. M. d. R. Eroica. Der ewige  
Barabas. Sem. Dynamistik. Der 2<sup>te</sup>.  
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der  
Ententeich.

Jeder Band 8<sup>o</sup>. 14 Bogen elegant broschiert.  
Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pf.

## Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu  
in Syphons  
à 5 Ltr.  
Mk. 1.50



Teleph:  
Amt 9  
No. 9122.

Schlossbrauerei Schöneberg  
BERLIN W.

Sanitätsrat Dr. Brüning, Buer i. W. Nach wiederholter Baderkur in Salzschlirf bin ich jetzt dauernd gesund und gebrauche nur jährlich zweimal eine Trinkkur des Bonifaciusbrunnens. Draufschien frei durch die Baderdirektion Salzschlirf.

Das Nietzschebuch der Saison!!

## Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über:

**Friedrich Nietzsche**

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8° M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hfz. M. 9.—, Ausführl. Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.  
Habsburgerstr. 10.

**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorläufigen Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.  
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Niederres. Verlagsbureau Carl Wigand.

## KAPITALIST

wird z. Durchführung eines absolut neuartigen, internationalen Zeitschrift-Unternehmens (**Kunststrichung**) von einer älteren Berliner Verlagsbuchhandlung gesucht — Interessenten wollen Anträge unter „Kunst“ Berlin 1504, an die Expedition der Zukunft, Berlin SW. 48 richten

## Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. älter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. B. N. 203. an Hassenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Verlag Oscar Damm, Dresden-A.

## Der Reichstag in Nöten

(Dittén?) Pr. 70 Pf. In allen Buchhandlung.

**Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See**

6 Mittelmeerfahrten  
während der Sommer-Woche,  
April und Mai

9 Nordlandfahrten  
während der Sommer-Woche,  
Juni und August

2 Reisen nach Island,  
Nordkap bzw.  
Spitzbergen  
ab Hamburg 4. Juni  
und 4. August

Reise nach  
berühmten Badorten  
ab Hamburg 2. September

7 Zum Medizinischen  
Bergwerk in Sibirien  
ab Hamburg 1. April

8 Hoch dem Süden  
bis Kenia  
ab Hamburg 1. Mai

10 Rivierafahrten  
den Ostsee Küsten  
ab 12. Mai

Alle Näheres enthalten die Prospekte.

**Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.**  
Abteilung Vergnügungsreisen.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, d. 16./3. **Der Graf v. Charolais.**  
Sonnabend, den 17. und Montag, den 19./3.

#### Der Kaufmann von Venedig.

Sonntag, d. 18./3. **Oedipus u. d. Sphinx.**

### Berliner Theater.

Gastspiel des

#### Moskauer künstler. Theaters

Freitag, den 16./3. 7¼ Uhr. **Nachtasyl.**  
Sonnabend, 17./3. 7¼ Uhr.

#### Zar Feodor Jannowitsch.

Sonntag, den 18./3. 7¼ Uhr.

Zum letzten Male: **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr. Martin Ziekel, Friedrichstr. 236.

Freitag, den 16., Sonnabend, den 17., Sonntag,  
den 18., und Montag, den 19./3. Abds. 8 Uhr.

### Der Weg zur Hölle.

Sonntag Nachm. 3 Uhr.

#### Jugend.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafel.

### Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

#### Loulou.

### Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 16./3. **Première:****Neuvermählten. Bonbouroche.****Dieselbe Vorstellung, am Sonntag, d. 18./3.**Sonnab., d. 17./3. **Ein Sommernachtstraum.**Montag, den 19./3. **Erdegeist.**

### Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

#### Bis früh um fünf

 m. Thielscher  
i. d. Niptrolle.
Sonntag, den 18./3. Nachm. 7¼ Uhr. **Charleys Tante.**

### Theater des Westens.

Freitag, d. 16./3. 7¼ U. Abonnem. Vorstellung

**Gasparone.** Sonnabend, den 17., Sonntag,

den 18. und Montag, den 19./3. 7¼ Uhr.

#### Schützenlied.

(Fritz Werner als Gast.)

Sonntag, Nachm. 3 U ¼, Pr. **Die Zauberflöte.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

### Kleines Theater.

Freitag, den 16./3. 8 Uhr. **Kinder d. Sonne.**

Sonnabend, den 17. u. Sonntag, den 18./3. 8 Uhr.

### Antigone.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

1855 gegr.

Gegr. 1855

## MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG

für

### Speise-, Herren- und Schlafzimmer

### E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Für

## Blutarme, Nervöse

**Dr. Klopfer-Glidina** (Weizen-Lecithin-EIWEISS).  
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.  
In Apotheken, Drog. — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.


**Berliner-Theater-Anzeigen**

**KOMISCHE OPER**

Freitag, den 16. März,  
Abends 8 Uhr.

Direktion: **Hans Gregor,**  
**Die Bohème.**

Sonnabend, den 17. und Sonntag, den 18. März, Abends 8 Uhr.

**Hoffmanns Erzählungen.**

Weitere Tage siehe Anschlagtafel.

**Cabaret****Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

**Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.**

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr:

**Auf, in's Metropol!**

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 9 Bildern von **Julius Freund**  
Musik von **Victor Hoffmann.**

Bender. Giampietro.  
Joseph. Frid Frid.  
Massary. Stedl, Lilly Walter.

**Gebr. Herrfeld-Theater**

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

**Familientag  
im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11-2 Uhr.

**Passage-Theater.**

**Antoinette Sohns,** Geschwister  
Flocati.

Fritz Schönbauer u. 14 erbl. Kommen. Ad. 8 Uhr.

**Luisen-Theater.**

Freitag, d. 16. u. **Ein Sommernachtstraum.**  
Sonntag, d. 18./3.  
Sonnab., d. 17./3. **Der Verschwender.** Montag,  
den 19./3. **Die Raubenlerebe.** Ising Ad. 8 Uhr.  
Weitere Tage siehe Anschlagtafel.

**Klavierspiel ohne Noten**

Dieses Meisterschaftssystem befähigt jeden, ohne Vorkenntnisse oder Mechanik durch Selbstunterricht beinahe sofort korrekt Klavier zu spielen. Heft 1 enthält: „Tief im Böhmerwald“ und zwei bekannte Stücke, Preis 1,50 Mk., ferner 4 beliebige Lieder und Tänze 3 Mk., weiteres Verzeichnis liegt bei.

Anerkennung: Das Unglaubliche ist wahr geworden! Ich habe mit meinen 57jährigen Fingern Klavierspielen gelernt. Frau M. B. B. — Jeder Besteller erhält absolute Garantie des Erlernens, ein Versuch genügt.

**Th. Walther,** Kapellmeister, **Kiel 21,** Adolphstrasse 25.

**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27.

*Dejeuners \* Dinners \* Soupers*

*Täglich Concert bis morgens 4 Uhr*

*Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.*

**Diabetes!**

**Hauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen.** Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes, praktisch bewährtes **Heilverfahren.**

# GOTHAISCHER HOFKALENDER **und** ALMANAC DE GOTHA

**Ich kaufe** alle Jahrgänge dieses Kalenders, die vor 1830 erschienen sind, in mehreren Exemplaren. — Ferner suche ich zu kaufen: **ALTE UKUNDEN, MANUSKRIPTE, AUTOGRAPHEN, BÜCHER ÄLTERER ZEIT, ARCHIVE UND GANZE BIBLIOTHEKEN.**

BERLIN W. 64

Unt. d. Linden 16.

**MARTIN BRESLAUER**

Buchhändler u. Antiquar.

## Geschäftliche Mitteilungen.

**Der Salon für Innendekoration von Friedmann & Weber, Berlin W., Königsgrätzerstr. 9** parterre, bietet eine ständige Ausstellung von allem dem, was zur Einrichtung von geschmackvollen Wohnräumen in Betracht kommen kann. Es wird da keine besondere Stil-Richtung bevorzugt, sondern neben dem Besten, was die älteren Stil-Epochen geschaffen haben, finden sich die denkbar praktischsten modernen Möbelstücke, die den heutigen Ansprüchen auf Komfort Rechnung tragen. Massgeblich für die Wahl dessen, was von der Firma für Einrichtungen geliefert wird, bleibt immer nur der gute Geschmack, der sich in jedem einzelnen Stück, wie auch in den kompletten Einrichtungen aussert. Ein Besuch der Ausstellungs-Räume, der jederzeit gern gestattet ist, wird Jedem die Überzeugung bringen, dass es sich hier um ein Einrichtungs-Etablissement handelt, dass zu den ersten der Branche gehört.

Wenn sich im Frühjahr die Neugeburt der Natur vollzieht, dann ist auch die Zeit da, dass auch der Mensch an sich denke, damit auch in ihm sich die Neugeburt seiner körperlichen Kräfte vollziehe. Gerade die Frühjahrs-sonne ist überaus wirk-sam, ihre Strahlen dringen scharf in unser verrostetes Nervensystem ein, Bleichsucht und Bluterarmut und entmischte Säfte werden vom Sonnenlicht umgearbeitet, sie lässt rotes, eisenhaltiges, frisches Blut entstehen, schlechte Stoffe werden ausgeschieden. Luft, Sonne, Höhenklima und eine individuelle Behandlungsweise müssen zusammen wirken um chronische Kranke einer vollen Genesung entgegen zu bringen. Darum heisst es rechtzeitig im Frühjahr mit der Kur beginnen, will man gute Frucht ernten! — Ganz besonders geeignet für Frühjahrskuren ist die so reizvoll gelegene Kuranstalt **Oberwald bei St. Gallen**. Es ist die schönste und grösste Naturheilanstalt der Schweiz nach System Dr. Lehmann in wundervoller Lage mit Alpenpanorama über dem Bodensee gelegen, mildes Höhenklima etc. Das Sanatorium hat durch seine günstigen Heilerfolge und musterhafte Leitung wohlbegründeten Ruf und steht unter der Oberrichtung des Herrn Direktors Otto Wagner, so dass Kranken und Nervösen eine Frühjahrskur in **Oberwald** gewissenhaft empfohlen werden kann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur eignet sich **Oberwald** ganz besonders und besagt alles weitere der ausführliche reich illustr. Prospekt, welcher gern gratis und franko zugesandt wird.

**Eine Verbesserung auf photographischem Gebiet.** Unter den vielen photographischen Kameras, welche jahraus, jahrein am Markt erscheinen, hat sich wohl keine so dauernd in der Gunst des Amateurs-Photographen erhalten, wie die bekannte Goerz-Anschütz-Klapp-Kamera, welche von der Optischen Anstalt C. P. Goerz, A.-G. in Berlin-Friedenau fabriziert wird. Es wird diejenigen Leser unseres Blattes, welche sich mit der Amateur-Photographie beschäftigen, interessieren, zu erfahren, daß die erwähnte Kamera in letzter Zeit eine Anzahl Verbesserungen erfahren hat, die ihr die führende Rolle auf photographischem Gebiet auch für die Zukunft sichern werden. Bei dem neuen Modell ist von außen regulierbarer Schützverschluss vorgesehen, der beim Aufziehen geschlossen bleibt, wodurch eine unbeabsichtigte Belichtung der Platte bei bereits aufgezogener Kassette verhindert wird. Ferner ist neben einer Einrichtung für gewöhnliche Moment- und Zeitaufnahmen auch eine solche vorhanden, welche automatische Zeitaufnahmen zu machen gestattet. Man kann Belichtungszeiten von  $\frac{1}{2}$  bis zu 5 Sekunden einstellen, worauf beim Drücken des Auslöshebelles die Belichtung automatisch erfolgt. Dergleichen ist die Einstellklappe, der Sucher etc. erheblich verbessert worden. Auf Einzelheiten können wir Raum mangels wegen nicht eingehen; wir empfehlen Interessenten deshalb, sich mit der Optischen Anstalt C. P. Goerz direkt in Verbindung zu setzen und Beschreibungen einzufordern.

## Zur gefl. Beachtung!

**Die Fruchtsäfte**, welche alle wichtigen und nährenden Stoffe des Obstes und der Heeren enthalten, sind ohne Zweifel von allen die wichtigsten und besten Getränke. Eines der besten, wohlschmeckendsten und gesündesten alkoholfreien Getränke ist der alkoholfreie Fruchtwein **Maderna** hergestellt aus dem Saft frischer Trauben und frischer Früchte. Dabei ist der Preis ein sehr mässiger: die  $\frac{1}{2}$  Ltr.-Fl 0,75 Mk., incl. 10 Fl 7,- Mk., in Berlin und nach nächsten Vororten jedes Quantum frei Haus. Man verlange ausführliche Preisliste über 30 Sorten alkoholfreie Getränke und gesundheitsfördernde Nahrungsmittel von **D. Mader, Berlin S., Prinzenstrasse 37**. Ärztliche Vorschrift zu einer Kur mit alkoholfreiem Fruchtwein **Maderna** wird von genannter Firma auf Wunsch gratis verabfolgt.

Ausserdem ist der heutigen Nummer noch ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung **L. Staekmann** in Leipzig über den Roman von Emil Ertl:

## Die Leute vom Blauen Guguckshaus.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer „Ideal“ nach Dr. Briakhaus. Von hoher Eleganz. Das Neueste: Feder und Siegel sind eins. Beseitigt Sehschwäche durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Von verblüffend Einfachheit. Sitzt sehr fest u. korrekt. von hervor. Ärzten empfohlen. **Orthozentrische Kneifer Gsm. b. H., Potsdamerstr. 132.** Man bittet um Firma u. Nummer zu schicken.

## Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9—4 Uhr.

## **Hotel „Cecilie“** Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater. Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

## **Automobil-Verleih-Geschäft**

**Modernste grosse Luxusautomobile**

4—7 sitzig für Reise Jagd und Geschäft pro Stunde 7—10 Mark.

Am IV. 5791. **Karl Melchior,** Berlin SO., Köpenickerstr. 98.

### **Spielen Sie in der Lotterie?**

Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hochwichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie sicher erheitert sein werden. Postkarte genügt.

Wendels Verlag, Dresden. 30/57.

### **Wie gewinnt man**

neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,** Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre „Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete der Heilung sämtlicher Gemüts- und

## **Nerven-**

leiden\*, wie Nervosität, Schwermut, Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindelanfälle, nervöse Kopfschmerzen, Gehirnchwäche, Epilepsie. Gegen Einsendung von 20 Pf. in Briefm. franco zu beziehen durch Apotheker Bässgen in **Büdingen a. Rh. 60.** (Baden).

## Meine neuesten Antiquariats-Kataloge

- No. 23 Geschichte und Geographie. Militaria;
- No. 26. Altclassische Philologie;
- No. 27. Neuere Philologie;
- No. 30. Philosophie. Theologie. Orientalia;
- No. 31. Deutsche und fremde schöne Literatur. Klassiker.
- No. 33. Volkswirtschaft. Staatswissenschaften. Jurisprudenz

stehen auf Wunsch unentgeltlich u. postfrei zu Diensten.

**C. Troemer's Univ.-Buchh.** (Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Für Gesellschaften, Skat etc.!

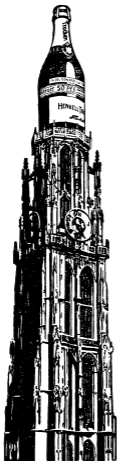
## **Camphausen-Tönnchen-Siphon**

5 Liter Inhalt



Füllung Mk. 3.— franco Haus. **F. & M. Camphausen,** Berlin S. W. Dresden, Hannover, Stettin.

Genaunte Biereanseh in 1, 1/2, 2, 3 Literflaschen.



*3 1/3* Rund  
*Millionen Flaschen*

**HENKELL-  
TROCKEN**

*Turmhoch*

auch quantitativ steht unser

**„Henkell Trocken“**

über allen deutschen Sektmarken.

Unsere Füllung im Jahre 1905 von rund  $3\frac{1}{2}$  Millionen Flaschen, genau 3,321,485 Flaschen, schlägt die zweitgrösste deutsche um fast das Doppelte und übertrifft ferner die Produktion der meisten bekannten französischen Champagnermarken um Bedeutendes!

**Henkell & Co., Mainz**  
Gegründet 1832.